



MAX STOLL

SCHEITERN

ROMAN



Paul, der Held, Mitte dreissig, ist unzufrieden mit sich und der Welt. Seine Lösung gegen das Unglück? Wodka. Jede Menge davon. Mira, die Ex-Freundin, konnte die Existenzkrisen von Paul nicht länger ertragen und hat ihn sich selbst überlassen. Damit fallen die letzten Hemmungen und er gibt sich ganz dem Rausch hin. Aber was bleibt zurück nach all den Saufeskapaden ausser einem grossen Scherbenhaufen? Wofür lohnt es sich eigentlich noch zu existieren, wenn am Ende doch alles den Bach runter geht?

Max Stoll, geboren 1991 in der Schweiz, lebt in Zürich. Sein Debütroman ›Scheitern‹ entstand im Rahmen seiner Maturarbeit. Ergänzend zu diesem Roman erschien die Begleitarbeit ›Triebfeder Alkohol. Die Literatur und die Flasche‹.

Weitere Informationen finden Sie auf www.verlaggiraf.ch

Max Stoll
Scheitern

Roman

GIRAFFE Taschenbuch

1. Auflage, November 2022

Erschienen bei GIRAFFE Taschenbuch
Zürich, November 2022

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung
der Giraffe Verlag GmbH, Zürich
© 2022 Max Stoll.

Satz: Lindenbaum Grafik GmbH, Zürich
Druck und Bindung: WIRmachenDRUCK Schweiz AG
Printed in Switzerland

Immer dieses Nichtsein, aber vielleicht
das Wollen. Was ist Wahrheit?

Peter Del Fabro

Im Tram sitzend, beobachte ich die Stadt, die unbeeindruckt an mir vorbeizieht, da draussen vor dem Fenster. Dabei denke ich mir: Jemand müsste diese Stadt ausmisten, diese Stadt ist voller Zugezogener und Touristen. Sie ist ein Alptraum geworden. Vielleicht rasiere ich mir einen Irokesen. Und über dem Kreis 3 hängen die Wolken wie Bauschaumreste am Himmel. Bill Withers hatte nicht recht, denn die Sonne drückt durch.

Angst macht den Wolf grösser, als er ist. Ich strecke meine beiden Hände von mir und halte sie aneinander und balle sie zu Fäusten. Fang mit der rechten Hand an, die Knöchel und die dazwischenliegenden Senken der linken Hand durchzuzählen. Wechsle, als ich beim Zeigefinger angelangt bin, die Rollen der beiden Hände und gehe weiter, bis ich den Knöchel des Mittelfingers erreicht habe. Einunddreissig Tage. Kurz schaue ich mich um, ob mich jemand beobachtet hat. Nein, alle beobachten nur noch ihre eigene, auf sie massgeschneiderte Welt. Mir gegenüber sitzt eine Frau, die eine Schaffellweste trägt. Ihr Haar ist gekräuselt und weiss grau gebatikt, genau wie ihre Weste. Ein fließender Übergang, so als würde sie eine Allongeperücke tragen. Die Bäume haben ihre Blätter

satt und entledigten sich ihrer, ohne einen Gedanken daran zu verlieren, wer den ganzen Mist am Ende hinter ihnen Aufräumen muss. Ich taste beharrlich meine Hosentaschen ab, um zu kontrollieren, ob ich alle meine Habseligkeiten beisammen habe. Eine Angelegenheit, die ich mir, nach so zahlreichen Verlusten, verinnerlicht habe.

Ich fühle mich stichig. Seit zwei Tagen rumort und marschiert es in meinem Bauch. Die Abdomenoffensive. Ich kann mich an nichts Vergleichbares erinnern. Wie viele Leute haben schon die Reise zum Mond auf sich genommen? Und wie viele von ihnen haben es unversehrt wieder zurückgeschafft? Ein grosser Schritt und so weiter und so fort. Wenn ich an den Namen Armstrong denke, taucht zuerst eine Trompete in meinen Gedanken auf, das war aber ein anderer. Ein wesentlich bedeutenderer Armstrong. Aber nein, ich meine den Sternenmann Neil. Ich habe eine ganze Palette an Gedanken, nur behalte ich sie oft für mich. Insgesamt haben es bis heute zwölf Menschen geschafft, einen Fuss auf den Mond zu setzen. Körperliche Leistungen werden heutzutage mehr gewürdigt als die geistigen. Vier von ihnen leben noch. Seit 72 hat es keine Erdbewohner mehr auf den Trabanten gezogen. Woher dieses Ziehen und Stechen kommt? Ich bin Hypochonder und Rationalist: Es muss Liebeskummer sein. Ich muss mir keine Sorgen machen. Mein Vater wurde im selben Jahr geboren, als Neil als erster Mensch den Mond betrat. Liebeskummer, nie

hätte ich mich auf so etwas lächerliches wie Liebeskummer eingelassen. Aber wer hätte das im Vorhinein wissen können. Die Odyssee zum Mond und wieder zurück dauerte genau 2319 Tage. Die Stunden und Minuten können wohl vernachlässigt werden bei dieser Grössenordnung. Wenn sie durch und durch selig war, gurrte sie ihre tiefschürfenden Gefühle heraus: Ich liebe dich bis zum Mond und wieder zurück. Was soll man da noch antworten. Plattitüden dieser Art hätten mich in nüchternem Zustand bersten lassen. Trunken wie ich war, liess ich es über mich ergehen. Sie hatte mich mazeriert. So war sie.

Kommt mit dem Alter auch die Verbitterung? Man muss Geduld mit ihm haben. Er muss atmen können. Dekantiere ihn zuerst, bevor du ihn dir einverleibst. Lass die Finger davon, er ist zu kostbar für dich. Am Ende machst du ihn noch kaputt. Ich bin eben doch kein Wunderkind.

Während sie mir jeweils ihre Liebe kundtat, hatte sie vollmundige Augen, die gefüllt waren mit Bewunderung und Erwartung. Sie war ein einziges Klischee. Zu Beginn hatte sie mich vergöttert. Dann wurde aus dem Vergöttern ein Verliebtsein. Irgendwann wich dieses Verliebtsein dem Alltag und mit ihm kam die Liebe. Danach wuchs mit jedem Tag die Enttäuschung über mich ein wenig mehr an und dann wurde die Enttäuschung von der Verachtung überschattet. Die Welt geht zu Grunde, und ich muss es auch noch

miterleben. Sogar die Abfalleimer im Tram wurden gestrichen. Mit dieser Verachtung und Reue schlug Mira sich durch die Jahre und ertrug mich dabei. Erdulden, Aushalten, Verwinden. Ich wurde obsolet und so kam die Trennung. Es war ihre Trennung. So plötzlich, ohne Vorwarnung in den Alltag hineingeworfen, dass mein Alltag einfach weiterzugehen scheint, ohne sie. Das muss ich ihr lassen. Das habe ich ihr nicht zugetraut. In meiner Arroganz merkte ich nicht, dass ich den Anspruch auf den Platz, den ich für selbstverständlich hielt, im Olymp bei ihr verloren hatte. Sie hatte an einem Punkt einfach aufgehört, mir richtig zuzuhören und fing an über belanglose Dinge zu schwatzen. Sie kam mir vor wie ein ausgehöhlter Kürbis. Sie verlor jede Qualität und stand stumpf und bar jeder Gegenwehr in der Wohnung und schien sich mit mir und ihrem Schicksal abgefunden zu haben. So dachte ich.

So fühlt sich also Liebeskummer an. Und das, obwohl ich immer darauf beharrt hatte, so etwas Lächerliches wie Liebeskummer nicht fühlen zu können. Natürlich, wir waren beide unglücklich, konnten unsere Einsamkeit in der Beziehung kaum noch ertragen. Ich konnte es doch. Hätte es noch gekonnt. Du warst feige und bist einfach ausgestiegen. Stauffacher. Ich habe meine Station verpasst.

2

Wer Durchhaltewillen zeigt, ist nicht ehrlich. Als würde ich auf Autopilot laufen, nur dass das Programm abgestürzt ist. Der Systemzusammenbruch ist vorprogrammiert. Auf nichts ist Verlass. Überall stehen Menschen, und sie stehen immer dort, wo sie stören. Und sie stören überall, weil sie überall stehen. Die Leute denken Moria, liege irgendwo in Mitteleerde. Kurz noch einkaufen. Wenn die Menschheit nur im Ansatz erahnen würde, was für ein Genie unter ihnen wandelt, würden sie mir den Weg ebnen und ehrfürchtig vor mir niederknien. Mein Gesicht wird die nächste Fünffrankennoten zieren.

Ich schwebe hinab Richtung Glück. Die Fahrtreppe, so heisst das Ding wirklich, wurde am Ende des neunzehnten Jahrhunderts erfunden. Sie läuft auf Autopilot, ganz ohne Störungen. Meistens. Wenn man eine Rolltreppe, die sich wider Erwarten nicht bewegt, betritt, kommt man ins Taumeln. „Broken-Escalator-Phänomen“. Schuld für die kurzzeitige Irritation ist das Langzeitgedächtnis. Was aber passiert, wenn aus einer kurzzeitigen Irritation eine langfristige wird?

Vorbei an Totentrompeten im Sonderangebot, nehme ich eine Zitrone mit und manövriere ich mich

vor das Regal, an dem vorgetäuscht wird, man sei ein Unwissender. Man sei nur zufällig an der Verheissung vorbeigekommen und sei auf einem flüchtigen Streifzug. Ein zu geübter Griff in das orchestrierte Sortiment könnte sich als verräterisch oder verdächtig erweisen. Halbschlau schaue ich drein und um mich herum. Wie ein Dieb, der sich vor seiner Tat ein letztes Mal versichert, unbeobachtet zu sein. Ich studiere Etiketten und Prozentangaben. Kurz komme ich doch ernsthaft ins Stutzen. Die Literflasche im Aktionspreis. Nein, dass kann ich nicht machen, das grenzt an Völlerei. Ich habe mehr Klasse als das. Sind die Flaschen erst einmal erlegt, fällt alles einfach. Ganz ohne Hektik und mit einem überheblichen Gefühl der Leichtigkeit tanze ich zur Kasse mit meinen beiden Flaschen im Einkaufskorb. Ein Hoch auf den Homo oeconomicus. Selfcheckoutkassen haben das Leben des Alkoholikers erheblich erleichtert. Denn als ich mit einer gewissen Frequenz anfing, meinen Alkohol einzukaufen, hielt damit auch die Paranoia Einzug im Kopf. Zuerst nur in das periphere Denken, dann wurde sie omnipräsent übergreifend. Alles wird von ihr übertüncht, wie im Crescendo wird alles langsam von ihr vereinnahmt. Plötzlich begleitete mich das Gefühl, ständige Vorwürfe in den Nacken geworfen zu bekommen. Der prüfende Blick der Kassiererin, der anfängt mitzuzählen, wie oft ich wieviel wovon wann kaufe. Die missbilligenden Mienen im Zug, wenn ich den Flaschenhals ansetzte. Es gibt keinen Moment, in dem ich ungestört sein kann. Dieser

allgegenwärtige Wahnsinn macht das Sein unerträglich. Es ist dasselbe Gefühl von Unsicherheit, das einen in Albträumen heimsucht. Wenn man von allen Seiten beäugt wird und dann plötzlich feststellt, dass man im Schlafanzug in der Schulbank sitzt. Bei mir führte diese akute Angst dazu, dass ich es nicht mehr hinkriege, in der Öffentlichkeit einen Schluck zu trinken, ohne mich dabei zu verschlucken. Diese Geste wird von mir so durchdacht ausgeführt, die sonst ganz instinktiv erfolgt, weil ich sie als das Nebensächlichste auf der Welt darstellen will, sodass ich sie einfach nicht mehr hinkriege. Ich verschlucke mich, japse und rülpe und winde mich danach in Beklemmung. Auch hat sich irgendwann eine ständige Angst eingeschlichen, Nasenbluten zu bekommen. Der kleinste Anflug von Schnupfen versetzte mich in Panik. Das Gefühl, sich Übergeben zu müssen, war plötzlich während einer Sitzung auf der Arbeit da. Seither taucht es mit grosser Verbindlichkeit jedes Mal auf, sobald ich auf dem Freischwinger unter der Wanduhr im Sitzungszimmer Platz nehme. Das ist nur ein bisschen Ranzenpfeifen, hab dich nicht so!, höre ich Vater in meinen Kopf hineinschimpfen. Jetzt nicht Vater. Alle Augen scheinen mich zu verfluchen, und man fragt sich beständig, was an einem nicht stimmt. Wieso wird man von allen Seiten angestarrt? Ist der Hosenstall offen? Kleben Essensreste zwischen den Zähnen? Ist der Schnürsenkel offen? Läuft Blut aus der Nase? Die Möglichkeiten sind unendlich und egal wie oft man überprüft, ob alles in Ordnung

ist, das Gefühl bleibt. Die neuen Kassensysteme in den grossen Supermarktketten schaffen eine winzige Abhilfe gegen diese Ungerechtigkeit. Die Anonymität kann hier gewährleistet werden. Die Schlange muss ohne mich warten. Eine Begegnung weniger am Tag. Ich stelle mich nicht schlecht an als Kassenwart. Die Kassenbons kringeln sich zu kleinen Voluten. Schnörkel im Leben. Daneben erinnern mich die Blumensträusse daran, wie oft ich Geburtstage vergessen habe. Mit zwei eingetüteten Flaschen Wodka, die Absolution versprechen, entscheide ich mich für den Lift.

Heil dem verheissungsvollen Kapitalismus. Geniesst ihn, solange er da ist. Kapitalismus ist wie Krebs. Um permanent wachsen zu können, muss der Krebs sein Umfeld zerstören. Das will ich in meinem nächsten Glückskeks stehen haben! Ich bestelle: Bitte eine grosse Coke Zero. Mit viel Eis. – Sie könne nur kein Eis oder mit Eis!, sagt sie zu mir. Ich antworte: Gut, dann nur Eis. Ob ich den sonst nichts will, möchte sie von mir wissen und ich antworte: Zu dem Eis bitte eine grosse Coke Zero, das ist alles. Ich ernte einen aufrichtig verständnislosen Blick. Scharfsinn in einem Fast-Food-Restaurant scheint keine prinzipielle Voraussetzung für eine Anstellung zu sein. Kurz flackert die Angst auf, sie könnte mir übel mitspielen und in den Becher spucken, diese Niederträchtigkeit unterstelle ich ihr zu Unrecht. Die Moral unterliegt der Triebfeder der Selbstsucht. Ich zahle

mit Karte. Kontaktlos. Sie zischt mir ein heimliches ›Arschloch‹ hinterher und ich kann ihr dazu nur beipflichten und trete, unter dem strahlendem ›M‹, das aus zwei halben Nimbussen geformt ist, in die Feierabendhektik hinaus.

Es hat angefangen Katzen und Hunde zu regnen und die Gleditschien wanken gefährlich. Unter den Arkaden an der Tramhaltestelle steht ein vergessener Passfotoautomat. Ich wippe auf dem höhenverstellbaren Drehstuhl hin und her und ziehe den schwarzen Vorhang zu. Ich kann mich nicht daran erinnern, wann ich das letzte Mal in einer Umkleidekabine stand, und schaue vorwurfsvoll auf meine ausgebeulten Hosen. Ich werde von Musterportraits belächelt, die in einer ausgebleichenen 90er-Jahre Ästhetik an eine Zeit erinnern, in der Fotografie noch nicht in der Vergänglichkeit vergessen ging. Privatsphäre ist ein Luxusgut. Die Flasche, die randvoll mit Erlösung gefüllt ist, wird aufgeknackt und in den Becher mit Eis und Coke und Zero gefüllt. Ein Drink über die Gasse, intim und gesichtslos. Nach wie vor halte ich diesen Einfall für eine der grössten Leistungen meiner Karriere, die ich als heimlich agierender Trinker erreicht habe. Eine Sternstunde in meinem Leben. Die Heimlichkeiten sind zuhause nicht länger nötig. Ab jetzt trinke ich wieder hingebungsvoll ostentativ.

Es gab Momente, in denen mir das Vertuschen nicht gelang. So ging ich ihr zum Beispiel in die Falle, als sie

mir helfen wollte, den Einkauf einzuräumen. Ich windete und krümmte mich und log so gut ich eben in so einer Situation lügen konnte, doch es gab kein Entkommen. Wie Dürers Feldhase hockte ich auf dem Präsentierteller in mich zusammengekauert da und wartete darauf, was nun kommen sollte. In die Enge getrieben auf dem Stäblistuhl, kompromittiert, bereit, untersucht zu werden und alles zu gestehen, was mir vorgeworfen werden würde. Der Wishbone-Stuhl wäre die bessere Wahl gewesen. In der Einkaufsstüte stand neben Karotten und Geschnetzeltem, zwischen Salatkopf und Ochsenherztomaten die angebrochene Wodkaflasche, bereits bis zur Hälfte geleert. An diesem Punkt hat man jeden Widerstand aufgegeben und lässt alles über sich ergehen. Scham bekommt eine andere Qualität, wenn sie einem unverhofft widerfährt. Man bekundet, es würde einem leidtun, was aber nicht ausschliesst, dass man kein Wiederholungstäter sein wird. Unmittelbar. Solche Ereignisse führen kurzzeitig aber zu mehr Sorgfalt in der Planung. Aus grossem Unheil entsprang schon manch grosse Idee. Meinen Wodka füllte ich seit diesem Zwischenfall vor dem Nachhausekommen immer behutsam in eine Wasserflasche um. Kein Altglas heisst keine Panik. Zwei Fliegen mit einer Klappe. Altglas entsorgen, ist wie in den Spiegel schauen.

Je öfter solche Dinge passierten, desto weniger Bedeutung erhielten sie. So wie ich mir vormachte, kein Alkoholiker zu sein, redete sie sich ein, keinen als

Partner zu haben. Ab wann ist man einer? Ich weiss es nicht. Ich habe das Gefühl, noch immer ein Lehrling zu sein, und hast du dich schon mal gefragt, ob Gedanken altern können? Und noch wichtiger, gibt es Leben auf dem Mars?

Vor dem gemeinsamen Abendessen, wenn ich den Tisch deckte, vermied ich es, einen Krug mit Wasser für uns beide aufzutischen, weil mir das die Gelegenheit bot, die Gläser einzeln zu befüllen und mein Wasser dabei mit einem Schuss Wodka zu versetzen. Wenn ich auch nur für einen Augenblick allein gelassen wurde, nutzte ich die Gelegenheit aus. Es gab Situationen, in denen ich zweifellos nicht mehr auseinanderhalten konnte, auf welcher Seite des Tisches sich mein Glas befand und auf welcher ihres. Das führte zu äusserst unangenehmen Situationen. Es gibt augenscheinlich Angenehmeres, als unverhofft ›Scheissdesinfektionsmittel« (so nannte sie mein Therapeutikum bevorzugt) anstelle von Wasser zu trinken. Was für mich nie nachvollziehbar war. Mira allerdings verzog das Gesicht zur Fratze und schob ihre Vorwürfe direkt hinterher. Schon Churchill wusste, dass Wasser nur zum Trinken geeignet ist, wenn man es mit Whiskey mischt.

In meinem Dunstkreis waren überall Flaschen versteckt. Im Milchkasten. Im Schirmständer vor der jägergrünen Eingangstür. Im Regal hinter den Fotografie-Bildbänden. In der Waschküche hinter dem

Trockner. In der Keramikvase auf der Anrichte im Flur. Im Abfalleimer im Arbeitszimmer und in der Küche. Im Spülkasten im Bad. Und die Dunkelkammer war ein einziges Minenfeld. Oft wusste ich selbst nicht mehr, wo ich überall Zufluchtsorte für meine Flaschen gefunden hatte. Mira entdeckte immer wieder meine Verstecke und anfangs postierte sie sich noch mit grosser Larmoyanz und fuchtelte verzweifelt mit den Findlingen vor meiner Nase herum und ich machte bereitwillig besänftigende Versprechungen, nur um sie kurz darauf wieder zu brechen. Für mich war das alles nur eine kognitive Verzerrung. Wer sucht, der wird auch fündig. Nichts weiter als ein Paradebeispiel des Baader-Meinhof-Phänomens. Irgendwann sah sie selbst ein, dass es wirkungslos war, und stellte die Flaschen gebrochen zurück an ihren Fundort und liess mich das Trinken verheimlichen und erzählte etwas über das schöne Wetter oder die Familie. Die Sonne konnte nun mal nicht immer scheinen.

Wir besuchten gelegentlich das Kino, die Filmauswahl war meiner Hoheit unterstellt. Wenn ich mich dazu überwinde, die Wohnung zu verlassen, dann erwarte ich auch intellektuelle Herausforderungen. Und wenn du mir sie schon nicht bieten konntest, dann bitte wenigstens die Leinwand. Für ein Fazit oder eine Kritik der Filme, die wir uns angesehen haben, fehlt mir aber schlichtweg die Erinnerung. Bei manchen Filmen kann ich mich nicht entsinnen, sie ausgewählt zu

haben. Es kam vor, dass ich fragte, ob wir uns diesen oder jenen Film anschauen wollten, nur um dann ungläubig von ihr angeglotzt zu werden. Den haben wir doch letzte Woche schon gesehen und du hast ihn als »unzumutbar« klassifiziert, sagte Mira dann. So blieben als Souvenirs nur der Kater, das schlechte Gewissen und die Enttäuschung, die mich am nächsten Morgen erwarteten. Es hat auch etwas Gutes. Gewisse Filme können dutzendfach von mir geschaut werden und ich weiss dennoch nicht, wie sie enden. Man stelle sich nur einmal vor, man kenne das Ende von »Fight Club« noch nicht.

In einer akuten Notfallsituation habe ich festgestellt, dass mir die Zeit, die sie braucht, um eine Dusche zu nehmen, ausreicht, um zum kleinen Lebensmittelladen an der Ecke zu rennen, dort eine Flasche zu erstehen und dann rechtzeitig zurück in der Wohnung zu sein, bevor sie eingewickelt im Badetuch und eingehüllt in einer Dampfwolke wieder aus dem Bad hinaustritt. Ein seriöser Trinker zu sein und parallel dazu seinen Alltag zu meistern, das ist eine logistische Meisterleistung und erfordert eine ausserordentlich penible Planung, die für einen Nichttrinkenden fast unmöglich nachzuvollziehen ist. Aber wenn ich ehrlich sein soll, misslingt das Meistern des Alltags oft grandios. Doch ohne Alkohol funktioniert es ab einem gewissen Punkt noch schlechter. Macht doch den Selbstversuch. Sushi mit Essstäbchen in den Mund dirigieren, wenn deine Hände zittern als wären

sie die Nadel eines Seismografen, der gerade ein Erdbeben aufzeichnet. Es ist unmöglich. Wenn Sushi nicht nach eurem Geschmack ist, versucht es halt mit Suppe und Löffel. Beim letzten Osterbrunch, an den ich mich quälte, verteilte ich den Zucker über das reich gedeckte Frühstücksbuffet, bis in die Tulpenköpfe hinein. Seither genieße ich den Kaffee auswärts ausschliesslich schwarz.

Der Regen trommelt ausdauernd auf das Blätterdach über mir und ich leide und friste wie ein Sträfling auf der Galeere. Schiffbruch voraus. Du bist ein Nichtsnutz, beschimpfen mich die Tauben. Du bist ein Lügner, höre ich die Strassenbahn schreien. Du bist ein Säufer, überfahrt mich mein schlechtes Gewissen von hinten. Es hat keinen Zweck, sich gegen diese Gedanken zu wehren, sie haben sich über die Jahre hinweg eingeschlichen und eingenistet. Ich gehe Umwege, um Zeit zu schinden und ziehe genüsslich am Strohalm und zehre von meinem Proviant. Wie ein Kind auf dem Heimweg verliere ich mich und nehme jede Ablenkung als Grund, die Welt zu betrachten. Nur wartet niemand mehr zu Hause auf mich. Das sind meine Wanderstunden. Am Wegrand wächst langsam das Gras über den Asphalt wie die Haut über das Nagelbett, weil man es lässt.

3

Über mir zieht ein Staubsauger bedächtig seine Runden über das Fischgrätparkett. Sie mochte keinen Fisch und trotzdem probierte sie damals das Menu vier mit dem angeblich vorzüglichen Lachsfilet. Empfehlung des Hauses oder vielleicht auch nur die des Kellners. Ein Fischgrat blieb ihr im Hals stecken und ich eilte in heroischer Manier vom anderen Ende des Tisches herbei, um an ihr das Heimlich-Manöver anzuwenden. Am Ende rettet jeder nur sich selbst. Nichtsdestoweniger wünsche ich gerade an diesem düstern Morgen meinen heiteren Engel zurück, der zur Hilfe herbeischwebt und mir in diesen verhängnisvollen Stunden beisteht. Jener Engel, der mich einst aus meiner Angst und Scham, aus meiner Reue, meinem Schluchzen und Sehnen, aus meinen durchzechten Nächten emporheben konnte, zieht nun unwiederbringlich weiter. Es bleiben nur gebrochene Flügel und Flaschen zurück. Gerne wäre ich stark gewesen und hätte dir grossmütig deinen Himmel gegeben, doch ich konnte die Kraft dazu nicht aufbringen. Unter meiner Last wurdest du erdrückt und hast dein Schweben verlernte. Du hast für dich eine neue Epoche eingeläutet. Der Stachel war dein stilles Hassen, und ich wurde klein und verlernte es, dich zu schätzen und zu lieben. Der Hahn auf der Kirchturmspitze kräht ungehört und glänzt dabei golden in

der Sonne und die Glocke wird demnächst neun Mal schlagen. Ich schneide meine Nägel aus dem gleichen Grund, weshalb ich auch angefangen habe zu lügen: aus Langeweile. Blut sammelt sich im Nagelfalz meines Ringfingers und ich nehme ihn in den Mund, um es abzulecken.

Mein Kater macht mir fürchterlich zu schaffen und ich unternehme Versuche, meinen Kaffee hinunterzuspülen. Der Rachen fühlt sich an wie ein verstopfter Abfluss. Alles erscheint heute unmöglich. Ich will flüchten, doch später als neun Uhr konnte ich nicht mit ihr aushandeln. Mira befindet sich im Anflug, um die erste Charge ihrer Sachen zu holen. Mehrmals habe ich ihr gegenüber in aller Deutlichkeit beteuert, es würde mir nichts ausmachen, wenn sie ihre Möbel und Kleider und all den anderen Schrott nicht gleich abholen würde. Platz sei mehr als genug vorhanden, aber das wisse sie ja auch selbst. Eine Wohnung zu finden sei momentan nicht einfach, beinahe ein Ding der Unmöglichkeit. Ich habe sie beschworen, sie solle sich deswegen keine Sorgen machen. Doch ihr kann es nicht schnell genug gehen und jeder Abwehrversuch beschleunigt das Unterfangen zum Eilverfahren.

Wir hätten die beste aller möglichen Beziehungen haben können. Wieso konnte sie mich nicht lieben? Ich brauche jemanden, der mich anschmachtet. Die ganze Welt könnte mich lieben, und es würde mir noch nicht reichen. Ich bin in meiner Trauer gefangen und

wünsche mir nur, dass jemand die Wünsche von meinen Lippen abliest. Als ich Mira das letzte Mal gesehen habe, war sie so weit entfernt von mir, ich konnte sie kaum noch erkennen. Die Vertrautheit verfliegt, zerrinnt und wird jetzt zur Erinnerung. Ich war süchtig nach deinem Applaus. Mein Leben zieht in völlig willkürlichen Streifen durch die allgemeine Gleichgültigkeit und versucht sich selbst irgendwie gerecht zu werden. Vielleicht hätte ich sie nach den ersten drei guten Jahren einfach heiraten sollen. Kinder bekommen. Für immer im Archiv auf und ab gehen. Kinder bekommen. Für das hätte Sex da sein müssen. In den ersten beiden Jahren war er noch da, der Sex. Dann sagte sie irgendwann, sie würde die Pille nicht vertragen. Dann eben Coitus Interruptus. Nein. Das war ihr zu gefährlich. Dann nehmen wir Kondome. Den Geruch von Latex mochte ich nicht und sie mochte den Sex nicht mehr mit mir und sagte, es läge nicht an mir. Aber mit Kondom? – Nein! An speziellen Tagen, die selten vorkamen, machte sie es mir mit der Hand. Dabei schaute sie angeekelt weg und drehte sich von mir ab. Als würde sie Barfuss auf eine Nacktschnecke treten. Sie packte fest zu und brachte es so schnell wie möglich hinter sich. Danach hielt sie das beschmutzte Taschentuch angewidert mit zwei Fingern von sich weg, wie das fremde Haar, das auf der Kleidung entdeckt wurde. Damit verschwand sie ins Bad und ich blieb allein zurück auf dem Bett liegen und fühlte mich schlecht und schmutzig. Es lag an ihr, nicht an mir.

Es klingelt. Sie klingelt. Wieso klingelst du? Ich öffne und sie sieht zu gut aus für die Situation, in der wir uns befinden. Wieso sieht sie so makellos aus? Ich sehe desaströs aus. Zwischen den ebenholzscharzen Haaren schauen mich zwei klarbraune Augen aus einem geschminkten Gesicht an. Komm rein, sage ich zu dir und mache mit meinem Arm eine seltsam unbeholfene Gebärde, als wäre ich ein glattzüngiger Page. Sie trägt dieses burgunderrote Oberteil mit den Trompetenärmeln, von dessen Kauf ich ihr damals dringend abgeraten habe. Es sieht lächerlich an ihr aus. Keiner von uns weiss, was angebracht ist. Drei Küsse? Händeschütteln? Du übernimmst die Initiative und entscheidest für uns beide. Eine zögerliche Umarmung. Von uns beiden. Ich will dich festhalten, doch du lässt deine Arme sogleich wieder schlaf und lieblos von meinem Rücken niedersinken. Da ist kein Widerstand mehr. Mira fragt mich, ob sie ihre Schuhe anlassen könne. Diese Entscheidungsgewalt übergibst du mir also? Die Stiefeletten machen dich grösser, als du bist. Ich sage: Natürlich, möchtest du gerne einen Tee? Sie lehnt vehement ab und greift in ihre Tasche. Ihr Telefon läutet. Du sagst: Bitte entschuldige, da muss ich ran gehen, und nimmst nach dem dritten Klingeln ab. Während sie telefoniert, läuft sie in unserer Wohnung auf und ab. Meiner Wohnung. Sie nimmt Dinge in die Hand, betrachtet sie und schaut dabei an ihnen vorbei. Ihr Blick stiftet Vergessen. Kurz flirrt in mir die Angst, dass ihr die kleine Majolika-Vase mit den Flügelgriffen, aus dem gemein-

samen Valencia-Urlaub, die sie sich beiläufig gegriffen hat, zum Opfer fallen könnte. Ich lehne gegen die Küchenseite, mit der Kaffeetasse in der Hand, und versuche dabei lässig zu wirken. Ich durchleuchte dich. Ich würde sie dir überlassen. Einen Sinn für Ästhetik hattest du aber nie. Sie kann unmöglich Gefallen an der Vase finden, das kann ich beweisen. In der Liebe muss man nichts beweisen. Und wenn, dann nicht du. Und wenn du, dann nicht mir. Sie ist am Organisieren. Ich kann nicht heraushören, mit wem sie sich am Telefon unterhält. Eifersucht hat mich stets treu begleitet, obwohl sie diejenige von uns beiden gewesen wäre, die Grund dazu gehabt hätte, eifersüchtig zu sein. Sie brauche noch mehr Umzugskartons, sie habe zu wenig davon. Ich sage ihr, wir können zusammen welche kaufen gehen. Sie antwortet: Nein. Sie sagt, sie würde welche organisieren. Ich sage ihr, es sei in Ordnung. Es ist nicht in Ordnung. Wir können welche kaufen gehen, sage ich nochmal und greife demonstrativ nach dem Autoschlüssel, um meiner Aussage Ernsthaftigkeit zu verleihen. Sie gibt nach und wir fahren los, in unserem Auto, in dem ihr Radiosender läuft. Der silberne BMW war ursprünglich mein Auto, trotzdem fuhr sie den 320er öfters, als ich es tat. Eine logische Konsequenz, die aus administrativen Gründen erfolgte. Wir schweigen uns an. Meine Hände liegen rebellierend auf meinen Oberschenkeln. Wer beim gemeinsamen Autofahren nicht anfängt zu streiten, sollte sich ernsthaft überlegen, sich zu trennen. Wieso ich mir das antue, kann ich mir

nicht erklären. Nicht jetzt. Es gibt kein rationales Handeln mehr, wenn Verzweiflung und Alkohol regieren. Es ist womöglich die Hoffnung. Es ist immer die Hoffnung. Das Hoffen im Narren ist unverwundlich. Ich folge ihr betäubt wie der Hammel seinem Schlächter. Selbst im Sterben bleibt dem Dummkopf bis zuletzt das Hoffen. Ich muss an einen Bericht denken, den ich irgendwo aufgeschnappt habe, über einen Mann, der verhaftet wurde, weil er betrunken auf das Auto seiner Freundin geschossen haben soll. Der Richter fragte ihn, ob er etwas aus der Geschichte gelernt hätte, worauf er geantwortet haben soll: Ich habe gelernt, Euer Ehren, dass Sie eine Frau nicht dazu bringen können, Sie zu lieben, wenn sie es nicht tut. – Was für ein sentimentaler Bullshit.

Sie gibt mir das Parkticket und ich verwahre es, so wie immer, sicher in der Innentasche meiner Blouson-Jacke, hinter dem Flachmann. Ein Einkaufswägel?, fragt sie mich. – Ja, doch. Ist sicher nicht verkehrt, diese Umzugskartons wiegen leer schon so einiges, antworte ich ihr und denke, wir hätten keinen Einkaufswagen gebraucht. Mit meiner Hand suche ich unwillkürlich ihre und als sich unsere Handrücken streifen, weicht sie zurück, wie die Fühler einer Schnecke, wenn man sie berührt. Vor dem Eingang hält uns ein Obdachloser die hohle Hand hin, in der anderen hält er eine Hülse. Er ist versifft, stinkt und wird elegant von allen übersehen. Mira wendet rasch ihr Gesicht von ihm ab und lässt sich hinter mich

fallen. Zwischen den rabenschwarzen Fäden flehen mich zwei gelbtrübe Augen aus einem sonnengegerbten Gesicht an. Ich verstehe zu spät, aber ich verstehe doch und mach mich so breit, wie ich mich mit meiner schwächtigen Statur eben breit machen kann. Ihr Vater war nie ein Thema und er wurde, wie alle Unbequemlichkeiten, totgeschwiegen. Häng dir einen Matrixcode um den Hals. Bargeld ist am Aussterben, sage ich abfällig aus reiner Verzweiflung. Mir ist schlicht nichts Besseres eingefallen. Ich tue so, als wüsste ich nicht, was vor sich geht, und wir hinterlassen dem Vagabunden weniger, als er uns hinterlassen hat. In der Symbiose gab es keinen Platz mehr für individualisierten Schmerz. Jetzt leidet jeder wieder einsam und für sich allein.

Wir hasten durch die endlosen Gänge des Möbelhauses, an klebrigen Liebepaaren und frustrierten Hausfrauen vorbei, die mit ihren überzuckerten Kindern im Schlepptau nach der passenden Deko für die kommende Saison suchen. Wir sind jenes Paar, das keine Zeit mehr verschwendet fürs Scherzen, Zanken oder Fleischbällchen essen. Nüchtern und fokussiert, ohne Sentimentalität verlassen wir den vorgeschriebenen Weg und biegen zwei Mal falsch ab. Direkt zu den Umzugskartons. Wie viele brauchst du?, frage ich Mira und sie sagt zu mir, dass sie es nicht genau wisse. Ich will mich ärgeren und unterbinde die Laune so gleich. Das hält hier drin doch kein normaler Mensch aus. Die Belastbarkeit beträgt 30 kg und der doppelte

Boden verleiht der Box eine höhere Stabilität. Die kosten ja nicht die Welt und die kann man immer brauchen, nimm lieber zu viel als zu wenig, sage ich zu ihr. Mich kostet das hier gerade die Welt. Ich fange an, die ersten Kartons auf den Wagen zu laden. Nach langem Überlegen antwortet mir Mira: Zwanzig sollten reichen. – Zwanzig?, frage ich nach. Willst du mir gar nichts übriglassen? Wie weltfremd bist du? Ich glaube, mit Fünfzehn hast du mehr als genug, sage ich und behalte das letzte Wort. Ich weiss, dass sie sich über mich ärgert. Ich wusste und weiss stets alles besser. Sie wusste nicht, wie man die Karotten richtig schneidet oder das Geschnetzte richtig anbrät, wie man den Salat sauber wäscht oder die Tomate korrekt filetiert. Wie man die Wäsche ordentlich zusammenlegt, wie man einen Schraubenzieher richtig benützt oder wie man die Zahnpastatube rausdrückt. Das machte sie alles falsch. Den Geschirrspüler wird sie jetzt nicht mehr falsch einräumen können. Mira bezahlt die Umzugskartons mit Karte und mir spuckt durch den Kopf, dass wir das gemeinsame Konto auch noch saldieren lassen müssen. Hoffmann kann das morgen im Büro rasch für mich machen. Die Verkäuferin lächelt uns an und wünscht uns zum Abschied eine »gute Zügelte« und wir bedanken uns artig. Mira gleiten stille Tränen über das Gesicht. Über die Lautsprecher werden wir darüber informiert, dass tolle Angebote auf uns warten. Ich verliere mich in Trivialitäten und meine Gedanken

driften ab zur Flasche, die in der Wohnung auf mich wartet. Alles lässt mich jetzt aus der Haut fahren. Ich verliere die Haltung im Sekundentakt, versuche sie nach aussen hin aber aufrechtzuhalten. Sie erkennt meine Unruhe als Traurigkeit und will mich in den Arm nehmen. Dafür ist es jetzt zu spät. Ich brauch dein Mitleid nicht mehr. Ich dachte immer, ich würde nur existieren, weil du existierst. Unter deinem Blick fing ich an zu blühen und jetzt verwelke ich und du lässt mich verdursten. Nichts mit Symbiose. Du bist ein Parasit! Zum Glück bist du nie schwanger geworden, sage ich nebenbei im Lift zu ihr. Sie fragt mich, wieso ich ihr das jetzt sage und was ich eigentlich damit meine. Ich sage ihr, dass mir mein Leben zu schade gewesen wäre für unser Kind.

ACHTUNG: TÜREN SCHLIESSEN!

Ich bin nicht länger dein Blitzableiter!, herrscht sie mich an. Meine bestialische Eitelkeit verwandelt jede meiner Handlung, jede Tat und jedes Wort, das ausgesprochen wird, in groteske Grausamkeiten. Ein Massaker, das sinnloser nicht sein könnte. Würdest du bitte endlich losfahren, bitte. Ja, bin schon dabei, schnippe ich ihr zu und suche nach dem Parkticket. Den Rest der Fahrt sitzen wir schweigend und brütend und zerbrochen nebeneinander.

Die Aussenwelt zieht Schlieren, wie gemacht, um sich in ihnen zu verlieren. Auf dem Rücksitz liegen übereinander gestapelt die Umzugskartons.

4

Ich habe ihr den Wagen für die nächsten Tage überlassen. Der Schwächere gibt am Ende immer nach. Ohne Vorwarnung ist mir heute Morgen ein Stück von meinem rechten vorderen Schneidezahn abgerochen. Die Zähne pressten und schoben lange gegeneinander an, bis einer kapitulierte und einbrach. Die neuentstandene raue Stelle wird immer wieder von meiner Zunge aufgesucht, abgetastet und ausgehorcht. Die Zunge fühlt sich an, als hätte sie Meret Oppenheim in die Hände gekriegt. Wer saufen kann, kann auch arbeiten. Jawohl, Vater. Neben mir fällt die Tür krachend ins Schloss und ich merke, dass meine Beine eingeschlafen sind. Es herrscht wildes Ameisenrauschen in meinen Oberschenkeln.

Meine Arbeit verrichte ich im Stundenlohn als Archivar bei einer Zweigniederlassung einer verachtenswerten Privatbank. Den Grossteil meiner Zeit verbringe ich grübelnd und brütend allein im Archiv und dazwischen lege ich dort Dokumente ab, sortiere und ordne sie. Diese Arbeit verrichte ich nun schon so lange, dass ich mich an eine Zeit erinnern kann, als meine Knie noch nicht geknackt haben wie ungekochte Tagliatelle, wenn ich in die

Hocke ging um die untersten Reihen zu bearbeiten. Wenn ich Mitmenschen über meinen Beruf unterrichte, bildet sich bei allen dieselbe Vorstellung vor dem inneren Auge. Sie denken an ein gewaltiges Kellergeschoss, das mit endlosen Regalen bestellt ist, die mit geheimnisvoll überquellenden Dossiers gefüllt sind. Dokumenten, die lose herumfliegen und alles riecht nach altem Teppich und ist mit Spinnweben verhangen. Und dieses Bild ist in frostiges Neonröhrenlicht eingehüllt. Die ernüchternde Wahrheit stellt sich wesentlich unromantischer dar, denn mein Archiv gleicht mehr einer Poststelle oder einer Schulbibliothek. Ich arbeite in einem Bürogebäude, das dem Beton-Brutalismus aus den frühen 70er Jahren entsprungen sein muss, in einem vierten Stock. Meine Regale beschränken sich auf exakt neun Rollregale, die mit der Hilfe eines Sternradantriebs hin und her bewegt werden können. Wie Wallrosse im Wasser gleiten sie sanft und schwerelos von einer Seite des Raums zur anderen. Sie sind ordentlich mit opaken Hängeregistern befüllt, die feinsäuberlich mit Kundennummern versehen sind. Die letzten zwei der Regale sind noch frei und werden es vermutlich auch bleiben. Mit jedem Jahr werden die Verträge weniger, die noch physisch eingelagert werden müssen. Oft werden Vertragsabschlüsse nur noch digital getätigt. Würde sich die Finanzmarktaufsicht nicht bei jeder Entscheidung so viel Zeit lassen, könnte mein Job noch im nächsten Jahr wegrationalisiert werden. Aber

Kundendossiers, die physisch noch vorhanden sind, werden alle nach und nach von mir ausgemistet und mit einem Dokumentenscanner, der bis zu zwei Laufmeter pro Minute schafft, digitalisiert. Nicht unterzeichnete Verträge landen danach im Reisswolf. Solange es sie noch gibt, die Dossiers und die Kunden und mich, bin ich ihr Verwalter und Hüter.

Ich habe hochbetagte Hände. Früher waren es die Entwicklerflüssigkeiten und das Fixiermittel, heute sind sie durch das Arbeiten mit dem Papier trocken und rissig. Manchmal macht sich in mir das Gefühl breit, ich wäre unersetzbar und ich weiss, es ist das Gegenteil der Fall. Alle sind wir ersetzbar wie eine kaputte Glühbirne. Neben dem Licht der Leucht- röhren gibt es tatsächlich keine andere Lichtquelle. Sonnenlicht und Papier vertragen sich auf lange Frist nicht gut. Die Fenster wurden zugemauert und ein zusätzlicher Brandschutz wurde eingezogen. Neben der Eingangstür hängt ein Feuerlöscher, der sehnsüchtig auf seinen ersten Einsatz wartet. In der einen Ecke befindet sich neben einem Staubsauger ein oszillierender Standventilator, Modell Eurus, der für Luftzirkulation sorgen soll und mit seinem Kopf unermüdlich jede Frage konsequent verneint, die ich ihm stelle. In der anderen Ecke steht ein höhenverstellbarer Schreibtisch mit einem Computer darunter und einem Röhrenmonitor darauf, der noch mit Windows 98 läuft. Ein kurzgeschorener

graumeliertes Spannteppich aus Kunstfaser bedeckt den kompletten Fussboden. Prädikat Pflegeleicht. Wenn jemand ein Kundendokumente braucht, sendet er eine E-Mail an die Teammailbox und ich suche das Dossier heraus und verschicke es mit der internen Post an die zuständige Abteilung.

Der zweite Irrglauben, der meinen Berufszeitraum betrifft, ist mein Gehalt. Entgegen der Ansicht, man würde automatisch grosse Summen verdienen, sobald man bei einer Privatbank angestellt ist, erhalte ich eine äusserst moderate Summe. Bei Lohnerhöhungen wurde ich bisher immer ausgelassen. Es ist eine erbärmliche Summe, die mir jeden Monat überwiesen wird. Über das liebe Geld spricht man nicht. Ich bin unterbezahlt. Das Einzige, das bei mir hoch ist, ist die Sicherheitsstufe meines Badges. Das Foto darauf erinnert mich an ein längst vergangenes Gesicht, das mittlerweile zerkratzt und abgewetzt ist. Die Putzquipe hat auch keinen Zutritt zum Archiv, wie der Rest der Belegschaft. Also obliegt auch die Sauberkeit meiner Obrigkeit. Ob mein Vorgesetzter weiss, wer ich bin oder das ich existiere, wage ich zu bezweifeln. Das letzte Mitarbeitergespräch hatte ich vor fünf Jahren, aber mir soll es recht sein, niemand scheint sich für mich verantwortlich zu fühlen. Mira hatte immer mehr im Sinn für mich und meine Karriere. Ich wollte nur meine Ruhe und keine Diskussionen über Zukunftspläne führen. Mein Sinn stand mir und steht mir noch

immer nur nach etwas Hochprozentigem. Mit der Zeit hatte sie sich aber mit meinen begrenzten Ambitionen abgefunden. Irgendwann findet man sich mit allem ab und resigniert. Und dann bleibt einem nur noch das Reklamieren. Ich schalte das Transistorradio ein, indem ich am Lautstärkereglernach rechts drehe, und erwische etwas von Mahler. Wenn ich schon keinen Ehrgeiz habe, dann wenigstens manchmal Glück.

Besonders raffiniert komme ich mir vor, wenn ich durch die Gänge flanieren, hin und wieder innehalten und dabei nonchalant mit Zeige- und Ringfinger vor meinen Leidensgenossen salutieren. Über die Jahre hat sich eine Armee von trinkfesten Persönlichkeiten zusammengefunden. Ich habe systematisch Kundendossiers angelegt, die im ganzen Archiv verteilt sind und denen die Ehre zuteilgeworden ist, Berühmtheiten zu beheimaten. Sokrates sitzt Beethoven gegenüber. Gauguin und van Gogh sind in ihrem ewigen Disput vertieft. Lowry lugt Hemingway eifersüchtig über die Schulter, während es sich Baudelaire und Poe zusammen mit Dylan Thomas und Patrick Hamilton am Stammtisch gemütlich gemacht haben. Faulkner versteht bis heute nicht, dass man ihm keinen Platz reserviert hat. Glauser hat sein Plätzchen eine Reihe höher bekommen als die hochtrabende Elite der Schweizer Gymnasialliteratur. Die Grösse meiner trinkfesten Garde lässt sich endlos erweitern. In jedem

dieser Dossiers wartet eine Flasche griffbereit auf mich. Zu Beginn verfolgte ich noch die Idee, das jeweils bevorzugte Getränk der Grossmeister auffindig zu machen, um es dann in ihre Obhut zu geben. Doch gewisse Schnäpse meiner Helden schmecken einfach zu scheusslich, als dass ich sie ins Repertoire aufnehmen könnte. Natürlich, ich trinke alles, wenn es die Situation erfordert, Hauptsache es hat Prozente. Machen wir uns nichts vor. Dennoch habe auch ich meine Vorlieben. Bei anderen Herrschaften musste ich lernen, dass sie sich schlichtweg zu fein waren, um sich mit einfachem Whiskey oder Rum zu begnügen. Sie schlürften lieber ein Leben lang Daiquiris und Dry Martinis an den Bars dieser Welt. Dann gab es auch noch solche von der Sorte, die lieber Akademikerlimonade soff, aber mit Traubensaft erreiche ich unmöglich meine benötigte Flughöhe, auf der es anfängt Spass zu machen. Snobs. Hier noch einen Barwagen und Kühlschrank unterzubringen, das war mein letztes berufliches Ziel. Früh kam die Einsicht, dass sich der Mundgeruch bei den Schnäpsen nicht verbergen lässt und die Fahne bei Bier und Wein noch stärker in die Nase sticht. Lutschbonbons und Mundspülungen verstärken das verräterische Geruchserlebnis beim Gegenüber umso mehr. Eine Ausnahme bildet dankbarerweise mein auserwählter Seelentröster, der Wodka. Hier braucht es keine Zurückhaltung oder Verschleierungsversuche. Die Wodkafahne bleibt meist unentdeckt. Also habe ich

auch das Unterfangen des ausgesuchten Spirituosen sortiments schnell auf Eis gelegt und mich ausschliesslich auf den Wodka konzentriert. Mittlerweile ist ein beachtlicher Vorrat herangewachsen. Grosse Variationen gibt es nicht im Sortiment. Ein Unterschied ist sowieso nicht herauszuschmecken, deshalb begrenze ich mich auf eine Marke. Einzig der Kater danach verrät etwas über die Qualität. Ihr habt eure Weinkeller und Weinkühlschränke. Ich habe ein Wodkaarchiv.

Ich begegne Fallada auf Augenhöhe. Komm hab dich nicht so Hans, teil dein bisschen Glück, das dir übriggeblieben ist, mit mir. Ich nehme mir den wohlverdienten Schluck, ohne Umwege, direkt aus der Flasche. Es brennt prächtig im Gaumen und fröstelt mich kurz über den ganzen Körper und ich kneife mein Gesicht zur Rosine zusammen. Es muss brennen, denn der Brand ist die Zündschnur meiner innewohnenden Feuersbrunst, die es vermag, mein Genie zu entfachen. Lichterloh wird es lodern, bevor alles wieder zu fahlem Rauch und flachem Rauschen abebben wird. Vier Schritte weiter treffe ich Joseph Roth, der mit mir anstossen will, und wie könnte ich ihm diesen Wunsch bitte abschlagen? Hier ein Gläschen und da ein Geplänkel. So verstreichen meine Stunden. Und das Beste? Mein fabelhaftes Kammerspiel bleibt unentdeckt. Mein Geheimbund fliegt unter jedem Rader. Er ist mein weisser Fleck. Meine Kronenhalle. Mein

ungesehenes Leuchtfeuer. Keiner dieser krawattentragenden Kulturbanausen, die hier herumlungern, erkennt auch nur einen einzigen meiner treuen Boehmfreunde. Ihr Spektrum reicht nur vom Fitnesszentrumsbesuch bis zur nächstbesten reise-rischen Meinung, die sie von der Pendlerzeitung adoptiert haben. Wie ich es satt habe, die immer gleichen Diskussionen über das gestrige Fussball-spiel mitanhören zu müssen. Als gäbe es nichts Wichtigeres auf der Welt als das letzte Abseits.

Wie angeworfen erfahre ich den Musenkuss und ärgere mich, dass ich meine Kamera nicht bei mir habe. Meine Leica. Meine M3. Früher war sie mein treuster Begleiter, heute liegt sie angestaubt in der Wohnung. Ach, ich lass mich davon jetzt nicht run-terziehen. Ich dribble mit meinem Kuss und der Flasche elegant durch die Gänge und schaue mich um. Alles hier drin würde sich als Motiv anbieten. Mit meinen Händen forme ich einen Fingerrahmen und blicke mit dem noch offenen Auge hindurch und suche nach geeigneten Ausschnitten. Das wür-den die besten Schnapsschüsse meiner Karriere geben. Das artifizielle Lichtspektrum, die aufgela-dene Stimmung, diese sterile Szenerie! Herrlich. Ganz sicher. Francis Bacon ruft mir ungeduldig zu, ich solle doch endlich loslegen mit meinem Schwa-nengesang. Kehre deine Seele nach aussen. Das Trinken ist eine Notwendigkeit. Bukowski wusste es und ich weiss es auch und dieser Kronleuchter

ist mir schon lange aufgegangen. Die Lieder aus dem Radio klingen plötzlich alle phänomenal, von Farbe und Leidenschaft erfüllt, und ich drehe den Lautstärkereger bis zum Maximum auf. Händel? Ich kann es nur vermuten. Henry Miller meint: Ist doch scheissegal! Hat Dostojewski überhaupt gesoffen? Natürlich hat er, als Russe, da muss er einfach. Nastrovje! Wie jedes Genie vor mir, bin ich geradezu verpflichtet, in Bausch und Bogen betäubt zu sein. Ich unglückseliger Tollpatsch. Es liegt in der Natur des Ausnahmetalents, den Schmerz der Welt auf seinem Rücken ertragen zu müssen. Ich will nicht hoch hinaus, ich will darüber hinaus. So hoch bis meine Flügel Feuer fangen.

Ich zucke zusammen und werde zurück auf den Boden des Archivs geholt, weil es verstohlen drei Mal an der Tür klopft. Ich haste zur Tür, drehe das Radio leise, ziehe mir die Hose hoch und stopfe und zupfe das Hemd zurecht und werfe einen letzten kontrollierenden Blick hinter mich in meine Kullisse, bevor ich öffne. Es ist Johanna. Johanna aus dem dritten Stock vom Zahlungsverkehr steht mit flatterigem Gesicht einen Schritt zu nah vor mir. Ich kann ihren Atem riechen und ich halte sogleich meinen eigenen an. Auch ihr scheint das hier gerade etwas zu intim zu sein und sie vergrößert unsern Abstand auf eine angemessenere Distanz. Ich merke plötzlich, dass ich zu schnell, zu viel getrunken habe und lehne mich an den Türrahmen und

verschränke dabei meine Arme, um Halt und Ernsthaftigkeit zu finden. Sie hat eine schmalrückige langgezogene Nase, die einen leichten Linksdrall hat. Auf der Nase sitzt eine rahmenlose Brille, die ihr Augenpaar enger zusammenschiebt, als es eigentlich ist. Ihre hart erarbeitete Solariumbräune passt nicht in den Herbst und die Märzenflecken, die sich entlang der Wangenknochen und auf den Armen abzeichnen, wirken wie aufgeschminkt. Wo sich wohl sonst noch welche finden lassen würden? Soso, in der Gegend warst du also. Nein, antworte ich ihr und ergänze, Zeit habe ich gerade wirklich keine. – Es ist gleich fünfzehn Uhr, sagt Johanna, wenn wir uns jetzt auf den Weg in die Cafeteria machen, gibt es noch die beste Auswahl an Guetzi. Sie tastet sich mit ihrer Stimme vor, wie über brüchiges Eis. – Ja, nein, also Entschuldigung aber leider heute ohne mich. Ich habe hier wirklich noch einiges, das auf mich wartet. Das erledigt sich nicht von allein. Es ist nett, dass du an mich gedacht hast. Das nächste Mal vielleicht. Das nächste Mal begleite ich euch, sage ich. Wen ich mit diesem «euch» meine, ist mir selbst schleierhaft. Ich studiere ihr Oberteil. Eine weisse Chiffon-Bluse, die in regelmässigen Abständen mit kleinen Bienen bestickt ist. Mittlerweile schielen hinter Monitoren, Topfpflanzen, Kopierern und Kaffeefullautomaten Augen und Ohren hervor, die sensationsgierig unsere Begegnung observieren. Ist alles in Ordnung bei dir?, fragt sie mich und rümpft dabei die krumme Nase

nachdenklich. Ich will ihr keine Antwort geben. Ihre hüpfenden, gezupften Augenbrauen machen mich nervös.

Am letzten Sommerfest muss etwas zwischen uns gelaufen sein, aber meine verhängnisvollen Verführungskünste wurden partiell gelöscht. Ich sehe sie vor mir, in ihrem sonnenblumengelben schulterfreien Sommerkleid und der Sekttuple, die sie mit spitzen Fingern in der Hand hielt. Zuzutrauen wäre es mir. Ich machte kurzen Prozess, packte den Sektkübel von der Bar und stellte ihn ihr als Mitbringsel auf den Tisch und sie und die ganze Abteilung lachten. Danach wird es schwierig. Seither kommt sie in regelmässigen Abständen bei mir an der Tür vorbei. Manchmal schreibt sie mir auch über den geschäftsinternen Messenger Nachrichten, die ausgeschmückt sind mit Bildschriftzeichen. Abhängig von meiner Laune, Spielfreude und Langeweile, lasse ich mich auch auf diese Zerstreuungen ein. Wir sehen uns bestimmt morgen, und ich ergänze beschwichtigend, in Ordnung? – Ja, bestimmt. Und sonst dann eben spätestens am Freitag. Du kommst doch am Freitag? – Ich sage unbestimmte, aber zustimmende Sätze und versuche mich zu erinnern, was am Freitag sein soll. Als ich sie endlich abwimmeln kann, verschliesse ich meine Höhle wieder sicher hinter mir.

Ich will einen »Bitte nicht stören«-Türhänger, wie es sie in den Hotels dieser Welt gibt. Seit deiner grosser Südamerikareise hängt einer an der Schlafzimmertür. Auf dem steht fettgedruckt:

POR FAVOR, NO MOLESTAR

Meistens hielt ich mich daran. Ich trinke mich bis in die Schwerelosigkeit und merke, hier weit über allem schwebend, dass ich keine Schuhe an habe und zwei verschiedene Socken trage. Einen Weinroten und einen Waldgrünen.

Vier Stockwerke Liftfahrt reichen manchmal schlicht nicht. Ich werde hinausgeschleudert in eine tote Häuserlandschaft. Vor mir ergiesst sich ein dichtes Gewirr aus Häuserzeilen und Strassenschluchten, in denen wildes Wuseln herrscht. Enggedrungen sitzen die Gebäude nebeneinander und beäugen argwöhnisch die Szenerien, die sich vor ihnen abspielen. Von den Blendgiebeln herab starren mich grell erleuchtete Fenster unverhohlen an. An den ockerbraunen Fassenden, die geschwärzt von den Abgasen sind, hängen Balkone, als wären es Blumenkästen. In ihnen gedeihen und ranken die vollen Abfallsäcke und Altglas-sammlungen. Die Vorstellung entspricht nie der Realität. An den Brüstungen hängen kleine, sehr ernstgemeinte Parolen. Die eigene Identitätskrise wird mittels bauchgepinselter Nabelschau öffentlich gehisst. Die Devisen bedienen konfektionierte Stereotypen, wie das Revival der bauchfreien Tops aus den 90er. Die eigene Meinung bleibt für ewig unantastbar. Jedes Haus scheint aus dem Bauch des vorherigen entsprungen zu sein. Ich muss an meinen abgebrochenen Schneidezahn denken und befühle ihn wehmütig. Manchmal nehme ich mir die Zeit und bleibe stehen, um hineinzuschauen, in die Häuser hinein, in die Eingänge und die Treppenhäuser. Alles wird übersehen, wenn es erst einmal zum Alltag geworden ist.

Ich muss anhalten, um einen grossen Schluck zur Stärkung zu nehmen. Im Rinnstein liegen zwischen Laub und Rosskastanien die Träume dieser Stadt. Ich nehme zwei Kastanien vom Boden auf und stecke sie in meine Jackentasche, wo ich sie kreisen lasse wie Qigongkugeln. Über meinen Kopf fliegt ein Motorflugzeug. Ich hebe meinen Blick und halte Ausschau nach der Maschine, so wie es meine männlichen Vorbilder auch immer getan haben. Ein Katzenpirat flaniert grossspurig zwischen meinen Beinen hindurch und hinterlässt eine Spur von Freiheit.

Daheim wartet ein leeres Zuhause auf mich. Leise murmelt die Wohnung vor sich hin. Aus der Küche höre ich das Ticken der Wanduhr. Ich höre das Ticken meines Herzens, meines schlechten Gewissens. Es vermischt sich mit dem Lärm der Fahrzeugkarawane, den die feuchten Strassen von draussen nach drinnen tragen, und über mir wird an der Spülung gezogen und das Wasser rauscht vorbei in die Tiefe. Ich warte, doch ihre vertraute Stimme bleibt stumm. Keine Anklage, die gegen mein versoffenes Haupt erhoben wird, aber doch kann ich sie flüstern hören. Ich kann unseren brodelnden Streit fühlen, in dem ich mit klagender, schmerzlicher Stimme um Verzeihung flehe. Mich um Kopf und Kragen rede. Hallo Wohnung, sage ich in das Schweigen hinein. Wieder bekomme ich keine Reaktion und antworte mir selbst: Hallo Paul! Ich streife mir die schwergewordenen Schuhe ab und muss über meine Socken grinsen. Ich

lasse die Schuhe genau da liegen, in der Mitte des Flurs, und werde damit keine Gemüter mehr erhitzen. Die Eiswürfel zerreisst es, als ich den Wodka genüsslich ins Glas giesse und inbrünstig genehmige ich mir einen ersten Schluck, um gewappnet zu sein für den Weg von der Küche bis zum Wohnzimmer. Heute bin ich in Höchstform. Ach, was solls, ich nehme die Flasche einfach mit. Ich stolpere auf der Wanderung über meine Schuhe, verschütte einen grossen Schluck und muss laut lachen. Es gab eine Zeit, da hatte ich eine ausgesuchte Hausbar im Wohnzimmer. Aber in einer übereifrigen Verzweiflungstat liquidierte ich das Möbel und die Flaschen. Und den kostbaren Inhalt goss ich grössenwahnsinnig vor ihren Augen den Abguss hinunter. Sie und ich wussten, dass es nur ein Akt der Besänftigung meinerseits war, um meine letzte Gräueltat wieder gut zu machen. Es war ein Versuch, der nur vordergründig Besserung versprach. Ich lasse mich im Wohnzimmer auf die Couch fallen und schaue auf die gegenüberliegende Fassade und die Leute, die dahinter ihr Essen hinunterschlingen. Scrollend scheissen. Stumm streiten und schreiend schweigen. Alle starren in Fernsehapparate. Man könnte meinen, der Reiz des Fernsehens hätte sich nach all den Jahren verflüchtigt, abgewetzt, sei ausgelutscht, aber nichts da! Die ewig gleichen geisttötenden Geschichten werden immerfort für alle Ewigkeit erzählt. Eigentlich verwundert es mich nicht, dass die Flimmerkiste, der Flimmerrahmen, noch nicht ausgedient hat. Ihr könnt nicht ohne eure allabendliche

Therapiesitzung. Wir wissen, die Luft, die wir einatmen, ist vergiftet. Genauso wie die Lebensmittel, die wir essen. Wir sitzen auf der Couch, sehen fern und lassen uns von irgendeinem Nachrichtensprecher erzählen, dass es heute Abend einen Verkehrstoten gab und achtzehn Todesopfer bei einem Bombenangriff. So, als ob das die Normalität wäre. Ihr sitzt in eurem trauten Heim und langsam wird die Welt, in der ihr lebt, immer kleiner und ihr fleht nur: Bitte, lasst uns wenigstens hier in Ruhe, in unserem Wohnzimmer. Lasst mich meinen Toaster haben, meinen Fernseher, meine Achtfachbereifung, dann sage ich auch nichts. Aber lasst mich mit dem Rest in Ruhe! Der Fernseher ist eure Fenster zur Welt. Durch Vorhänge, Wände, durch Häuser und Städte hindurch meint ihr verbunden zu sein mit der Realität. An allen Orten in der Stadt flackern und summen gleichzeitig die gleichen Katastrophen über eure Bildschirme, gefolgt von Fragen, auf die es nur vier Antwortmöglichkeiten gibt. Wie die Insekten fliegt ihr ins Licht. Ihr werdet von der Ablenkung magisch angezogen und kehrt unermüdlich an eure Sehnsuchtsorte zurück. Eine Konträrfaszination, die euch an den Bildschirm fesselt. Gefangen seid ihr, in eurem passiven Dasein. Durch euer lethargisches Konsumieren wollt ihr euch von eurem erbärmlichen Schicksal lösen und dabei von noch jämmerlicheren Existenzen berieselt werden, um über das eigene Versagen hinwegzutäuschen. Hoch die Tassen!

Ich drücke auf den roten Knopf und zappe mich durch eine unendliche Anzahl von Fernsehkanälen, bis ich bei einer schwindelerregend hohen Sendernummer angelangt bin. Ich verstehe nichts mehr. Nicht nur die Bilder sind mir fremd, auch Sprache und Schrift kann von mir nicht mehr entziffert werden. Nur zu gerne würde ich mich herausnehmen aus diesem nimmersatten konsumierenden Menschenschlag. Aber ich bin kein Stück besser als sie. Als der Alltag bei uns in der Beziehung Einzug hielt, schlich sich auch das gemeinsame Ritual des Fernsehens ganz selbstverständlich ein. Irgendwann war der Küchentisch, genau wie zuvor schon das Klavier, zweckentfremdet worden und diente nur noch als Ablagefläche. Der Salontisch wurde zum Esstisch umfunktioniert und der Fernseher wurde unser Dauergast. Ach Mira, dabei hat unser Anfang so vielversprechend begonnen. Und dann, dann hast du mich nur noch gehemmt und zurückgehalten. Wir waren ein eingespieltes Duo. Du und ich. Dann hast du alles aufgegeben. Du warst einmal in der Woche nervös, vor der Ziehung der Lottozahlen und ich lachte dich und deinen Opportunismus heimlich aus. Der gemeinsame Bingoabend tauchte bereits als Silberstreifen am Horizont auf. Du hast jeden Anflug meiner Kreativität in den letzten Jahren schon im Ansatz ermordet. Niedergemetzelt. Ich nenne das Trinken einen konstruktiven Eskapismus. Vor deiner Wirklichkeit. Ob mir klar ist, dass ich zu viel trinke? Ein Problem? Ach, lass mich in Ruhe damit. Ich trin-

ke, weil es nicht anders geht. Darauf gönne ich mir ein Schluck. Das Problem besteht wegen der Welt, nicht wegen dem Alkohol. Mir steigen Wodkatränen in Brust und Hals. Ich will doch nur, dass du mich nicht ersetzt. Ich bin unersetzlich. Du meinst, du seist so verdammt besonders. Ich wünschte, du wärst es. Plötzlich verspüre ich den Drang nach Aufmerksamkeit und schreibe Johanna eine scharfsinnige Kurznachricht. Die Traurigkeit ist so unerwartet vorbei, wie sie gekommen ist. Ersetz mich doch mit irgendeinem Trottel. An der Wand im Flur hängt eine Serie von Portraits. Es sind ihre und meine Freunde, die ich fotografiert habe. Meine Kunst ist der Gipfel des menschlichen Schaffens. Das Destillat. Das ihr die Metaebenen meiner Werke nicht versteht, ist nur die Schuld eurer eigenen verkümmerten Unfähigkeit, wahre Grösse zu erkennen. Ihr seid gefangen in eurer Zweidimensionalität. Verachtet und übersehen wurde ich von euch, diffamiert. Es fehlt nur noch, dass ihr meinen Werken den Stempel »Entartete Kunst« aufdrückt. Ich muss zuerst den Tod erleiden, bevor ihr die Kapazität meiner Kunst erfasst. Ja, schon gut, ich bin rührselig, aber bitte. Das Trinken lässt in mir eine unerklärliche Eifersucht hochsteigen. Ich bin am Brodeln und habe ein unbändiges Verlangen nach dir in mir. Draussen klettert der Mond durch die Äste der nackten Bäume in den Nachthimmel. Ich habe nach jedem Ast und jeder Wurzel gegriffen, die mir helfen könnte, um es allein über diesen Abgrund in meinem Leben zu schaffen, aber ich kann mich

nicht länger betrügen. Wer könnte mir an diesem Punkt noch helfen ausser dir? Scham und Masslosigkeit ist mein Treibsand. Es ist trunkener Wahnsinn. Es ist nacktes Selbstmitleid. Ich will doch nur gerettet werden. Wieso erkennt mich niemand? Ich schiesse Salven von Leuchtraketen in den Nachthimmel, aber niemand sieht meinen Hilferuf. Keine der Frauen hat sich je in den nüchternen Paul verliebt. Keine einzige. Und dann, dann wollen sie mich plötzlich alle nur noch nüchtern haben. Ich raffe mich auf und stehe ächzend auf, um die Vorhänge zu ziehen, so wie du es immer für uns getan hast, und sperre die Welt aus. Das Trinken wird von mir als emanzipatorisches Mittel missbraucht. Wiederhole ich mich? Sogar für einen Zitronenschnitz hat es gereicht. Ich bin stolz auf mich und trinke rasch noch einmal zwei Schlucke hintereinander und ihre Stimme, das Ticken und auch die wallenden Vorhänge verschwinden unbemerkt wie der Nebel am Morgen. Stille Ekstase.

Redest du mit mir? Du laberst mich an? Ich kneife das rechte Auge zu. Es hilft nichts, ich bringe die Bilder nicht übereinander. Ich versuche es mit dem linken Auge, aber ich kann es nicht schliessen, ohne dass auch das rechte Lid wie ein Fallbeil hinunterfällt. Meine Hand muss assistieren. Ich mikroskopiere das Vis-à-vis im Spiegel und erkenne das Gegenüber gerade noch. Ich scheine im Begriff zu sein, mich aufzulösen. Einen Teil löst sich von mir in das Waschbecken hinein. Stehend pinkeln passt gar nicht zu mir...

Kaleidoskopisch sehe ich mein Haupt explodieren, in tausende von Bruchstücken zersplittert es. Das ist mein Beitrag an den Kubismus. Das ist mein Guernica. Mein Geniestreich. Für heute mag ich nicht mehr Kapitän sein. Ich übergebe mich in die unruhige See. Ich möchte nur eine kurze Pause. Nur eine ganz... eine kurze... eine ganz kurze Pause...

6

Etwas schellt in meinem Kopf. Es klingelt. Ich bin verkrumpelt. Mein Handy klingelt nicht, es vibriert nur. Ich habe schätzungsweise noch eins Komma neun Restpromille vom Vorabend intus, Gottseidank. Ist es noch Morgen? Wieso läutet mein Mobiltelefon? Ich horche und warte. Da, ein weiteres Mal dumpfes Vibrieren. Wieso verlangt die Welt immerzu alles von einem ab? Wie viel willst du noch von mir einfordern? Ich habe doch schon alles hergegeben, was mir etwas bedeutete. Vor mir auf dem Couchtisch steht die leere Flasche und die Gläser. Über den ausgetrunkenen Tumbler schwirren fröhlich die Fruchtfliegen. Ich gehe auf die Jagd und fühle mich dabei wie Hemingway, als ich eine Fliege auf dem Tisch mit dem Zeigefinger zerdrücke. Je kleiner das Lebewesen, desto geringer sind die Hemmung. Der Geruch der braunen Zitronenschnitze steht mir plötzlich in der Nase und ich muss würgen. Weisse Ringe haben sich auf dem Teakholz gebildet. Meine persönliche Interpretation des Olympiagedankens. Das habe ich nun von meinem vornehmen Getue. Erneutes Vibrieren. Vielleicht bist du es, die fordert. Bevor ich anfangen zu hoffen, muss ich mich orientieren. Was war gestern? Was habe ich getan? Ich liege noch angezogen auf dem Sofa. Der Abend muss eine Katastrophe oder ein voller Erfolg gewesen sein. Knapp kann ich mich an

meinen Heimweg erinnern und das Nachhausekommen. Dass ich es nicht mehr bis ins Bett schaffe, kommt selten vor. Ich habe mir ein ausgeklügeltes Eskalationsstufensystem zugelegt, mit dem sich nachvollziehen lässt, wie verladen ich am Abend zuvor war. Oft bringe ich es fertig, die Kontaktlinsen nicht mehr herauszunehmen oder das ganze Bad mit Zahnpaste zu verspritzen, als wäre ich Jackson Pollock, aber den Weg ins Bett finde ich meistens noch irgendwie. Da ich noch voll bekleidet in meiner Arbeitskleidung bin, würde sich dann als nächstes ein Blick in den Gefrierschrank lohnen, die letzte Stufe. Aber heute kann ich mir diesen Marsch sparen, der Kronzeuge steht direkt vor meiner Nase. Vernichtungsschläge? Ja. Zersplitterung? Und wie. Gemeinsam in den Abgrund? Bitte! Da hast du deine Evaluation... Also wundere dich ab diesem Punkt über nichts mehr. Ich wundere mich über die zugezogenen Vorhänge und finde mein Telefon zwischen Sofakissen und Erdnusshälften und es warst nicht du, die angerufen hat. Es war dein Bruder, es war Benjamin. Wieso hat er mich angerufen? Sonst keine Nachrichten. Nur drei Anrufe in Abwesenheit. Das lässt mich hoffen. Meine Verbindung zur Aussenwelt ist früh genug in der Sofaritze verschwunden.

Es ist ein Abwägen. Soll ich zurückrufen oder nicht. Ich rufe nicht zurück. Vielmehr ist es ein innerer Kampf, den ich nicht austragen werde. Nicht heute. So wichtig kann es nicht sein. Was hat er mir schon

zu sagen? Er wird mir Vorwürfe unterbreiten. Natürlich ergreift er ihre Partei. Mein Kopf wird überzogen von einem derben Pulsieren, ein enges Pochen ummantelt meine Schläfen und bei jeder Bewegung wird er torpediert. Es ist ein Meteoritenschauer, der auf mein Gehirn niederprasselt. Mein Gaumen ist ausgedörrt, als ob ich eine Distel verschluckt hätte. Langsam öffne ich den Mund und fahre mit der Zunge über die Lippen, die sich wie eingetrockneter Brotteig anfühlen. Ich zucke zusammen, als es erneut in meiner Hand vibriert. Ein Trommelwirbel mit dem Jazzbesen hat die Ankunft seiner Stimme eingeleitet. Danke, dass du mir die Entscheidung abgenommen hast, sage ich zu ihm. Wie bitte? Paul, bist du das?, sagt er mit gepresster Stimme. Ich kann ihn kaum verstehen, so undeutlich knarren seine Worte. Er sei dankbar, dass er mich endlich erreiche. Er, Benjamin, hätte lange mit sich gerungen und nicht gewusst, ob er mich überhaupt informieren solle. Doch Susanne, das ist die Mutter von Mira und Benjamin, meinte, es wäre das Beste, wenn er mir die Nachricht mitteilen würde. Wir beide hätten doch immer eine gute Beziehung zueinander gehabt. Ausserdem, so sagt er mir, sei die liebe Mutter momentan unmöglich dazu in der Lage. Er schnieft die Nase und ich bin genervt von seinem Rotz und der schlecht vorgespielten Rührseligkeit. Ich bin nicht in der Laune, um mich jetzt über irgendwelche Bürokratie zu streiten. Ich bin nicht in der Lage dazu. Wenn Mira etwas von mir will, soll sie sich doch bitte direkt an mich wenden und nicht den

Umweg über dich gehen Benjamin, richte ihr das bitte aus. Und Liebe Grüsse an Susanne, aber diese Geschichte geht sie nun wirklich nichts an. Immer dreht sich alles nur um dich, höre ich sie so kristallklar flüstern, als würde sie neben mir sitzen. Als es auf das Ende zulief, hatte sie das immer öfters zu mir gesagt. Ich sitze nüchtern, aber noch besoffen auf dem Sofa, während mir am Telefon mitgeteilt wird, dass du gestern Abend bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen sein sollst. Der Hergang ist noch nicht vollständig geklärt. Es ist seltsam still an diesem Morgen. Seelenruhig. Für einen Donnerstag an dem die blasse Herbstsonne aufgeht. Kein Bläken ist vom Spielplatz im Innenhof zu hören, keine röhrenden Sportwagen, die durch die Häuserschluchten rasen. Die Nachbarn haben keine Gäste zu Besuch. Keine Kartonsammlung heute. Ich konnte ihm nicht mehr richtig antworten. Ich sagte einfach nur »Danke« in den Hörer. »Danke« habe ich zu ihm gesagt. »Danke«, ich wünsche dir noch einen schönen Tag, das waren exakt meine Worte und dann hängte ich auf. Und jetzt sitze ich in der Stille. Ich muss kotzen. Ich stolpere über die verdammten Schuhe. Die Distel kratzt grausam, während ich sie wieder in die Schüssel hinaushuste, und sie drückt Tränen aus meinem Bauch, aus meinem Hals.

Ich sehe deine Haarbürste auf dem Lavaboschrank liegen und darin hast du ein wirres Nest aus deinen pechschwarzen Haaren zurückgelassen und ich hänge

über der Kloschüssel und weine, weil ich mich übergeben muss. Jetzt kann sie den obligatorischen Haarschnitt gar nicht mehr machen, um ihren Neuanfang symbolisch zu untermauern.

7

Bis hierhin lief es noch ganz gut. Bis hierhin lief es noch gut. Bis hierhin lief es noch. Aber wichtig ist nicht der Fall, sondern der Aufprall.

Heute ist der schlimmste Tag im Jahr. Und Morgen auch. Eine Gräueltat, dieser Morgen. Der Himmel von Zürich, der die Stadt so sanft umspannt, mit seinen matten Farben. Er ist ein höhnischer Abgesang meines Einbrechens. Mit diesem blassen Frieden. Ist da ein Himmel? Ich wünschte, ich könnte daran glauben. Alles funkelt noch nass. Was für ein scheinheiliger Morgen. Das hält kein Mensch aus. Unaushaltbar. Wie kann diese grässliche Flasche so leer und zufrieden vor mir auf dem Tisch stehen? Mein Inneres ist zu einem einzigen Knoten verworren. Am Anfang war meine Sucht nur eine Laufmasche, jetzt explodiert sie und mutiert zum Lauffeuer. Der erste Schluck brennt wie Napalm und ich ersticke für Augenblicke, fackle nicht lange und nehme den zweiten, dritten und vierten Schluck. Ich stürze mich hinein, ins Vergessen. Ich kann nicht mehr unterscheiden zwischen Traum und Rausch und will nie mehr daraus erwachen müssen. Ich weiss nicht, ob ich etwas anziehe oder das an habe, was ich an hatte. Das Geländer klammert sich an meine Hand und die Treppe rutscht

an mir hinauf. Draussen bricht das Getöse der Strassen über mich hinein und ich verschlucke fast meine Augen, so sehr blendet mich alles. Ich glotze durch Schlitze und kriege keine Luft und vergesse dabei zu atmen. Zuerst drehe ich mich nach links, dann rechts, ich drehe Pirouetten und kann nichts ausser Fremde festmachen, die sich um mich dreht, als sässe ich in einem Karussell. Mein Verstand sprengt sich in die Luft. Ich höre lautes Gelächter. Nichts. Die matte Umwelt hüllt mich ein, im Sprühregen. Die letzten silbernen Nebelschwaden lösen sich am Horizont auf. Alles wabert um mich herum. Ich halte das pulsierende Gefühl des Verlusts nicht aus. Ein Störton frisst sich durch mein Gehirn. Ich stehe unerwartet auf einem Peron. Wo sind die Stimmen? Ich nehme einen tiefen Atemzug, presse die Augenlider zusammen, verkrampfe die Hände zu Fäusten und will es wirklich tun. Der Zug rollt kreischend ein und ich fahre gewaltig zusammen. Feigling!, rufst du mir mit Schadenfreude erfüllter Stimme zu. Die eiserne Raupe frisst mich und spuckt mich kurz darauf wieder hinaus ins Dickicht. Ich bewege mich in Sprüngen. Ich schlage die Augen zu, um sie eine Tunnelfahrt später an einem neuen Unort wieder zu öffnen. Ich verstehe nicht, wie ich Zeit und Orte hinter mich bringe. Mit wem habe ich eben noch geredet? Wieso stehe ich hier und nicht dort? Das grausame Rasseln des Zugs wirft mich aus der Bahn. Weisse Pumas jagen mir hinterher und ich versuche verzweifelt zu entkommen. Von irgendwo her heulen Sirenen. Ich

halte mich schwer keuchend an einer Strassenlaterne fest und hoffe auf Erleuchtung. Gebt starkes Getränk dem, der am Umkommen ist. Wodka für die betrubte Seele, dass ich trinke und mein Elend vergesse und meines Unglücks nicht mehr gedenken muss. Grimassen grinsen mir argwöhnisch ins Gesicht. Die Flasche schwenkend in der Hand, woher sie kommt, ich weiss es nicht, es war zwingende Notwehr, intrinsischer Überlebensdrang, sitze ich auf einer Bank und nehme einen tiefen Zug und spüre Gewitterwolken in meinem Bauch aufziehen. Alles wird in Feuer getaucht. Es zucken gläserne Blitze wild vor meinen Augen und kurz verstummt die ganze Welt und mir wird eine Verschnaufpause gegönnt.

Es reisst. Ich will mich zusammenreißen. Durch den Riss erscheinst du unaufgefordert vor mir und machst dich lustig über mich. Es tauchen tausend feuchte Augen auf und sie wollen mich in ihren Fangnetzen von dir wegziehen. Ich ringe mich heraus. Dem ermüdeten Mann ist Wodka eine kräftige Stärkung. Du hast mich gebrochen. Ich bekomme keine Ordnung in meinen Kopf. Ich habe Angst. Die Welt hat nie Angst um mich. Ich versuche nachzudenken. Es misslingt kläglich. Ich weiss nicht, woran ich denken soll. Ich kann nur an dich denke. Du. Du. Du. Ich will dich riechen. Ich will dich umarmen. Ich will dich erdrücken. Ich möchte dich in mich hineinziehen. Wie konntest du einfach sterben, ohne mich zu

fragen! Ich habe noch so unendlich viele Vorwürfe an dich! Du bist der Feigling von uns beiden!

Dann sitze ich plötzlich im Archiv. Ich schliesse die Tür von innen ab. Drehe den Schlüssel im Schliesszylinder zwei Mal komplett im Uhrzeigersinn. Ruhe. Stille. Meine Bastion. Mein Hochsicherheitsgefängnis. Mein Vulkan. Mein Harmagedon. Hier bringen mich keine hunderttausend Höllenhunde raus. Das Ende wartet vor der Tür auf mich, doch ich antworte nicht auf das Klopfen. Alles hat seine Richtigkeit und meine Freunde hängen wie die Fledermäuse in den Wänden, so wie sie es immer getan haben. Die Stille wird unerträglich und ich will mich ablenken. In den Nachrichten berichten sie über einen tödlichen Verkehrsunfall. Bei einer Frontalkollision mit zwei Autos sei eine der beiden Fahrzeugführerinnen am Mittwoch tödlich verletzt worden. Die 30-jährige Lenkerin war in einer langgezogenen Rechtskurve auf die Gegenfahrbahn geraten und verstarb noch auf der Unfallstelle.

Ich weiss, dass ich trinke und arbeite und dabei trinke und arbeite, und trinke. Trinke und trinke und trinke. Bis ich mich ins letzte Regal legen muss, weil ich nicht mehr stehen kann und mich ergebe. Aufgeben. Dieser verdurstende Nimmersatt, sitzt da, heiss hungrig nach Wodka und Wodka und noch mehr Wodka, aber kann die Arme nicht mehr heben für den nächsten Schluck. Dann wird er erlöst. Es geht nicht mehr. Ich

verschwimme. Ich kann nicht mehr. Sie flüstert mir zu, dass es in Ordnung ist. Alles ist Elend. Hoffentlich erstickte ich an meiner Kotze. Ich wünsche es mir.

Ich erwache in Gestank und Delirium. Eine gelbe Pfütze hat sich unter dem Regal gebildet und ist schon tief in den Teppich eingezogen und ich stehe auf und meine Cordhose tropft und klebt und ich fange an zu verstehen, was passiert ist. Ich habe mich vollgepisst.

Die letzten Tage liegen verworren und verschwommen hinter mir. Es wurde alles zu einem reissenden Rauschen. Wann habe ich das letzte Mal gegessen oder geduscht? Ich weiss es nicht, will es nicht wissen. Du sagst mir, deine Erinnerungen verblassen? Meine werden grausam ausgeschwärzt. Ich stolpere seit Tagen von einer Enttäuschung in die Nächste. Seit fünf Uhr finde ich keinen Schlaf mehr, weil mein Alkoholpegel auf einen zu niedrigen Stand gesunken ist. Ich schaue mir die Zerstörung an, die ich angerichtet habe. Ich kann mein Portemonnaie nicht finden und weiss nicht, wo ich meine Armbanduhr gelassen habe. Mein Batch scheint auch verschwunden zu sein.

Die Abwärtsspirale bohrt sich immer tiefer in meinen Lebenslauf. Der wankende Kreisel dreht sich noch mit letzter Kraft, taumelnd und schwankend versucht er sich zu halten. Er wird den Kampf verlieren. Ich sollte den Rückzug antreten. Es war verheerend, eine Brunst, die alles niedergebrannt hat, was noch übriggeblieben gewesen war. Auch nach dem hundertsten Zusammenbrechen, dem tausendstem Katzenjammer und der millionsten Flasche. Selbst nach all meinen Waldbränden fehlt mir die Erkenntnis und der Schnaps steckt mich jedes Mal aufs Neue locker in die

Tasche. Meine Selbstbeherrschung ist ein Häufchen Elend. Ich werde für immer ein Gefangener meiner elenden Sucht bleiben. Mit beiden Händen halte ich die Flasche. Sie ist mein Blumenorakel.

es lobnt sich, es lobnt sich nicht

es lobnt sich, es lobnt sich nicht

es lobnt sich, es lobnt sich nicht

es lobnt sich? Nein, es lobnt sich nicht...

es lobnt sich! es lobnt sich! es lobnt sich!

aber wofür lobnt es sich? ohne dich?

Wäre ich nicht Ex-Freund, wäre ich nicht nur Freund gewesen, sondern Ehemann, dann hätte wohl einiges an Arbeit auf mich gewartet. Die dankbare Arbeit, in die man sich voller Eifer stürzt, um nicht nachdenken zu müssen. Andere Menschen werden sie erledigen. Arbeit, die von mir erledigt werden könnte, gibt es für mich vorerst keine. So steht es in der Mail, die ich gerade lese. Ich weiss nicht, wie das mit dem Versicherungsfall laufen wird. Wie viel werde ich für den Totalschaden kriegen? Ich gehe an den Briefkasten

und da liegt nicht nur deine Post drin. Ich versuche es mit Wohnungsafräumen. Ich fange an zu putzen, weil ich hoffe, so mein schlechtes Gewissen abschrubben zu können. Der Abfalleimer mief, weil ich ihn nicht vollkriege. Ich öffne den Kühlschrank und mache eine Weltreise. Da ist noch Platz an der Tür, zwischen Valencia und Wien, für weitere Feriendestinationen. Ich nehme deine Haselnuss-Joghurts heraus und werfe sie zusammen mit dem hartgewordenen Brot in den Kehricht und verfrachte den Sack auf dem Balkon. Ich putze und scheuere wie verrückt und die Dämpfe der Putzmittel steigen mir in den Kopf und mir wird schwindelig. Den Geschirrspüler lasse ich laufen, damit die Wohnung nicht so laut schlummert, während ich versuche Ordnung in meinem Kopf zu schaffen. In der Dusche fische ich Haare von dir aus dem Abfluss, damit das Wasser wieder richtig ablaufen kann. Das Badezimmer ist leergeräumt. Die Waage und den Föhn hast du beim letzten Mal schon mitgenommen. Alles fehlt. Verloren steht meine Zahnbürste im Glas. Die ganzen Dinge, die du brauchtest, um deine Maskerade aufzuziehen, sie fehlen und hinterlassen klaffende Leerstellen. Lücken. Die einsame Zahnseide steht da, und flösst mir ein schlechtes Gewissen ein.

Alles erinnert mich an dich. Meine Jeans hast du ausgesucht und mir damals gesagt, sie würde einen schönen Apfelpo machen. Ich musste darüber lachen und habe sie gekauft. Am Anfang der Beziehung

hatten sich noch kleine Lachfältchen bei dir abgezeichnet. Ich assoziiere mit jedem Objekt eine Erinnerung an dich. Du bist omnipräsent. Ich hänge die Bilder von dir ab. Die Fotografien, die uns beide zeigten, hängen schon länger nicht mehr. Deine restlichen Sachen packe ich feinsäuberlich zusammen. Der Ton des Klebebands, wenn ich es von der Rolle ziehe, erinnert mich an die Ratschgurke meiner Kindergartenlehrerin. Ich staple die Kisten aufeinander und beschriftete jede mit einem schwarzen Edding. Ich bin mir nicht bei jeder Schallplatte sicher, ob das meine oder deine ist. So geht das ein paarmal. Es landen Dinge in den Umzugskartons, die mir gehören oder uns gehörten. Wen kümmert das jetzt noch? Mir ist plötzlich wichtig, dass du all deine Sachen bekommst. Ich will nichts, was mir nicht zusteht. Der Sombrero passt nirgendwo rein und ich lege ihn deshalb zuoberst auf den Kistenturm. Was werden sie dir wohl für einen Grabstein aussuchen. Einer mit viel Kitsch. Einer, der in der Masse untergeht. Einer der in Reih und Glied steht. Ich räume den Geschirrspüler aus. Etwas, das ich lange nicht mehr getan habe. Ich räume die abgewaschenen Teller unter den Tellerstapel im Küchenschrank ein. So ist sichergestellt, dass alle die gleiche Abnutzung haben. Sonst würden ja ständig die gleichen Teller benützt werden. Ich weiss nicht, was ich da tue, als hätte ich elf Gehirne. Ich brauche Hilfe. Ich bin am Üben für den Ernstfall. Damit ich meiner Mutter dann helfen kann, wenn es bei ihrem Mann so weit ist.

Meine Mutter nimmt nicht ab. Sie nimmt ihr Telefon nie ab. Für Notfälle: bitte Vater anrufen. Nein, Vater kann ich nicht anrufen. Ich kann ihn mir immer noch nicht vorstellen mit einem Smartphone in der Hand. Ich warte. Sie ruft zurück. Ausnahmsweise scheint sie wirklich zu begreifen. Kurze Zeit später sehe ich den Wagen auf den Besucherparkplatz fahren. Ich stehe auf dem Balkon und blicke zu ihnen runter. Sie winkt mir fröhlich zu, als sie aussteigt und mich sieht. Mein Vater lehnt sich an die Kühlerhaube und spuckt auf einen Zipfel seines Jackenärmels und rubbelt damit ein zerplatztes Insekt vom Wagen weg. Einfacher wäre es gewesen, wenn er nicht gekommen wäre. Jetzt ist er doch hier. Aber ich kann ihm keinen Vorwurf machen, er meint es nur gut oder wurde dazu gezwungen. Ich habe meine Weekender bereits gepackt. Viel gab es nicht zu tun. Ich versichere mich ein letztes Mal: Alle Fenster sind zugesperrt, die Pflanzen werden keinen Hungertod erleiden, die Stromleiste im Wohnzimmer wurde ausgeknipst und sämtliche Brandgefahren sind gebannt. Im Treppenhaus werden Sinnsprüche mit Füßen getreten. Im dritten Stock fängt mich Frau Lagarto ab und erklärt mir, dass sie offenbar versehentlich unsere Sonntagszeitung im Briefkasten gehabt hätte, sie uns aber unverzüglich vor die Tür gelegt habe. Und überhaupt, wie

es denn dem Fräulein gehe, will sie wissen, sie hätte sie schon so lange nicht mehr gesehen. Ich sage ihr, sie sei im Urlaub. – Ja, aber... Alleine? Schon wieder?, ruft sie mir hinterher, aber ich bin ihr schon entwischt und im Erdgeschoss angelangt. Vorbei an Kinderwägen und einer Pinnwand, die vor lauter wichtiger Informationen zur Collage verkommen ist, lasse ich einen letzten tiefen Seufzer fahren und trete an.

Meine Mutter schaut mich mit einem Blick an, wie ihn nur eine besorgte Mutter haben kann. Sie bittet um sofortige Aufklärung. Zuerst einsteigen und losfahren. Als ich unterwegs war, heirateten meine Eltern überstürzt, um keine Empörung zu verursachen. Auch der saure Regen, der von Tschernobyl herüber wehte, konnte sie nicht von ihrem Vorhaben abhalten. Die Heirat hält bis heute an. Die beiden haben sich zusammengerissen, auch in schwierigen Zeiten, wie meine Mutter jeweils tadelnd zu meinem kleinen Bruder und mir sagte, wenn wir wieder einmal ohne Freundinnen an Geburtstagsfesten auftauchten.

Meine Eltern hatten beide auf ihre eigene Weise eine traumatisierende Kindheit. Er genoss eine antiautoritäre Erziehung und sie das Gegenteil davon. Sie taten ihr Bestes, um uns ihre Traumata zu ersparen. Dies eröffnete eine eigene Dimension für traumatisierende Verhaltensweisen in der Erziehung. Meine Kindheit würde ich dennoch nicht als eine unglückliche bezeichnen. Als Kind fragt man sich nie, ob diese

Kindheit eine glückliche oder eine unglückliche ist. Man hinterfragt nicht. Man liebt bedingungslos. Das erste Jahrzehnt meines Lebens verbrachte ich auf dem Dorf. Wohlbehütet und fern von jedem Trubel. Die Intimität war für mich nicht so sehr ein Problem, wie sie es schon bald für meine Eltern werden würde. Wenn der Postbote von den Kindern nicht begrüsst wurde, gelangte das direkt zum Herrn Lehrer und es gab nur noch ein Genügend in Betragen. Das war einfach so. Genauso wie das Ohrenziehen bis zum Blutrinnsal. Das war einfach so. Wieso es meine Eltern in das beschauliche Weinland verschlug, kann ich mir auch heute noch nicht so richtig erklären. Das zweite Jahrzehnt meines Lebens verbrachte ich in Uster. Gepflegt und gerade nah genug am Grossstadttreiben. Die Vorstadtidylle war für uns Kinder nicht so sehr ein Problem, während unsere Eltern sie schnell zu lieben lernten. Dass man hier nicht jeden auf der Strasse grüsste, merkte ich schnell. Das war einfach so. Es gab einige Lücken, die es aufzuholen galt, die ich aber schnell schloss. Ich verstand rasch, was es auf sich hatte mit dem Masturbieren und lernte, welches Emblem zu welcher Kleidermarke gehörte. Gleich blieb, dass ich auch auf diesem Pausenplatz immer zum Torhüter ernannt wurde. Das war einfach so.

Die Fahrt dauert nicht länger als eine Dreiviertelstunde, aber unterwegs fangen meine Hände an zu zittern und schwitzen. Ich verstaue sie in meinen

Hosentaschen. Sie will nicht verstehen, als ich ihr erzähle, was los ist. Ich beginne von vorne. Noch einmal. Am Anfang war die Trennung. Sie kann nicht begreifen, woher so plötzlich eine Trennung herkommen soll. Was das heissen soll, Trennung? Wie ich das meine, Trennung?, fragt sie immer wieder. Meine Familie mochte Mira. Sie sei genau die Richtige für einen wie mich. Meine Mutter sagt: Ihr habt immer so super zusammen harmoniert. Woher denn jetzt diese Trennung herkomme, fängt sie wieder an, da gäbe es doch bestimmt noch einen Weg, dass das wieder in Ordnung komme. – Nein, den gibt es nicht, antworte ich ihr. Ich gebe mir Mühe, ruhig zu bleiben. Bist du dir sicher? Das wird sich alles wieder einrenken, ganz bestimmt. Manchmal tut ein bisschen Abstand auch gut, gibt sie nicht auf. Sie wird mir nicht glauben, sie will nicht. Ich schaue in den Rückspiegel und treffe auf den Blick meines Vaters. Er schaut schnell weg und wieder auf die Strasse. – Sie ist tot? Sag doch sowas nicht? Du wirst immer gleich so pathetisch! Du musst doch nicht immer gleich so übertreiben!

Sie ist tot, sage ich noch einmal. Sie ist tot, verstehst du das denn nicht? Ich kann nicht noch deutlicher werden, sie ist tot! Geht das nicht in deinen Kopf rein? Tot!, schreie ich meinen Eltern vom Rücksitz aus in den Nacken. Ich werde beleidigend. Dann schreie ich nur noch unkontrolliert, bis mir die Stimme versagt. Mich verlässt plötzlich alle Kraft und ich werde schwach und mag nicht mehr schreien. Ich

blinze in die Sonne hinein und versuche mich an die Kommastellen der Zahl Pi zu erinnern.

Der Wagen fährt rechts ran. Meine Mutter unternimmt Versuche, nicht in Hysterie auszubrechen. Mein Vater umklammert hilflos das Lenkrad mit seinen knorrigen, schwarzerfurchten Händen. Ich möchte meinen Flachmann ansetzen und einen tiefen Schluck nehmen. Was für eine Gesellschaft.

Ich habe sperrige Gedanken auf dem Rest der Fahrt. Alles, was einmal wie ein Schicksal erschien, ist nun eingegangen und verkümmert. Es keimt nichts mehr, alles lässt den Kopf hängen. Es wird nichts mehr abgerungen und nichts mehr erschaffen. Dein Geschöpf wird nie seine Flügel ausbreiten können. Es gibt kein Werden und Vergehen. Das Leben wurde genommen und der Tod gebärt die schlimmsten Auswüchse von Realität in meine Sucht, in meine Leidenschaft, in mein Leben hinein.

Ich breche das Schweigen und erzähle, dass meine Sucht wieder schlimmer geworden ist. Meine Mutter meint, dass das doch keine Sucht sei. Nach einer Trennung müsse man sich halt ein bisschen betäuben. Das ist nichts, was wir nicht wieder hinkriegen würden, sagt sie.

Im Gästezimmer herrscht jetzt halt Chaos, krächzt meine Mutter aus meinem Kinderzimmer in die Küche hinunter. Das konnte sie ja unmöglich miteinkalkulieren, komplettiert sie. Mein Zimmer wurde zweckentfremdet, nachdem meine Mutter sich eingestehen konnte, dass mein Fortgehen endgültig war. Ich schleppe mich schwankend hinauf in meine Kajüte. Kurz halte ich inne vor der Tür, kralle mich am Rahmen fest. Zwei kleine Löcher auf Augenhöhe erinnern daran, was hier einmal klargestellt wurde: »Betreten verboten«. Meinen Rucksack lasse ich sachte auf das Laken sinken. Vor kaum einer Ewigkeit war das noch das Zimmer eines verschlossenen Knaben, der zum verschrobenen Kerl heranwuchs. Hier hinein übergebe ich meinen kranken Leib für wenigstens diese Nacht. In dieses Bett, in dem ich meine ersten Alpträume durchkämmt hatte, wohl wissend, dass jene Träume Kabarettstückchen waren, im Vergleich zum Wahnwitz, der mich in den kommenden dunklen Stunden erwarten wird.

Dort wo einmal das Plakat von Dominik Dachs hing, hängt nun eine monochrom kolorierte Aufnahme auf Metallplatte im Grossformat. Der Abzug zeigt eine körnige Frontansicht einer Fassade eines Wiener

Wohnhauses, die von einem verschwommen aufgeschreckten Lachmöwenschwarm gekreuzt wird. Es war unser karger Ausblick aus der Kammer im Hotel Drei Kronen, aus dem ersten gemeinsamen Urlaub mit Mira. Der Tapetenwechsel kündigte damals die erste grosse gegenseitige Verdrossenheit an. Ich knete meine Hände und will sie knacken lassen, doch sie sind steif und verknotet. Meine Mutter mustert mich und fragt, ob ich auch wirklich alles hätte, was ich brauche. Ich schiele auf meinen Rucksack und bejahe kopfnickend. Sie fragt mich: Gibt es etwas zu konfiszieren? – Ja, antworte ich kleinlaut und knirschend. Der Anker wurde ausgeworfen, er hat gegrast, die Flunke ist auf Widerstand gestossen und jetzt wird noch einmal kräftig an der Kette gezogen. Das Kentern kann beginnen.

Meinen Schlaf als solchen zu bezeichnen, würde an Ketzerei grenzen. Was würde ich nicht alles drangeben, um nur eine Stunde, eine Sekunde, einen Wimpernschlag geruhsame Erholung von dieser Quälerei zu finden. Ich schüttle verzweifelt das Kopfkissen aus, wälze mich aus einem Meer aus kaltem Schweiss auf die andere Seite des Bettes und kehre die Decke. Bis ich alles von mir werfe. Es fühlt sich an wie dreifaches Kielholen und ich glaube wirklich zu krepieren. Die gerechte Strafe für den unbekehrbaren Delinquenten. Ich zerre mein klatschnasses T-Shirt über meinen Rücken, werfe es über den Herrendiener und reisse das Bullauge dieses verdammten Kerkers auf,

nur um es sogleich klappernd wieder zu schliessen. Ich verwünsche meine Rabenmutter: Das nennst du also »kümmern«. Kummer verursachst du! Du! Die mir mein Heilwasser, meinen Schlaftrunk, mein Elysium gestohlen hat, das mich kinderleicht hätte kurieren können. In kränklichem Gang, mit hektischen Schritten drehe ich mich im allerkleinsten Kreis über knarrende Dielen. An Krücken gefesselt, mit Elend geknebelt, versuche ich zu tanzen. Betäubt steht kleinlaut ein ehemals grosser Wille in der Ecke. Erfolglose Fluchtversuche. Wo sind die Kanonenkugeln. Ich könnte Türen kaputtschlagen, wenn ich bloss die Kraft dazu hätte. Alles ist aus dem Ruder gelaufen! Ich werde mich hier durchlavieren, wie ich es schon immer getan habe. Mein Blick wird schrecklich müde und hält nichts mehr stand und ich erkenne keine Welt mehr. Ich lege mich ausgebrannt zurück auf die kahle Pritsche und gleite klamm in komatösen Schlaf. Ich weiss nicht mehr, ob ich mitbekam, wie die Sonne am Horizont auftauchte. Vögel kündigten sie plötzlich krächzend an und knüppelten mich zurück in den Halbschlaf, indem ich von Krakenarmen wieder in die Tiefe gezogen wurde und ich kapituliere. Als ich am Morgen aus kaltfiebrigen Träumen erwache, finde ich mich in meinem Bett zu einem ungeheuren traurigen Klumpen Selbstmitleid verwandelt. Die Kafigtür ist nicht mehr verbarrikiert und ich krieche ramponiert durch den Korridor Richtung Badezimmer. Vor dem Spiegel kneife ich die Augen zusammen und Krähenfüsse zeichnen sich in beiden

Augenwinkeln ab. Das kreideweisse Spiegelbild schaut lautlos durch meine Pupillen hindurch. Der Druck in den Augenhöhlen lässt alles vor mir pulsieren. Kurz verliere ich die Kontrolle. Ein schwarzer Kosmos überfällt mich von hinten und mein innerer Kompass kommt aus dem Gleichgewicht. Ich kippe beinahe und gehe in die Knie und suche Halt an der Duschkabine. Ich versuche das Display auf dem Fiebermesser zu erkennen. Keine überhöhte Temperatur... Natürlich. Bald ist das Delirium überstanden, ich kuriert und das Wunder vollbracht. Ich sollte es doch besser wissen. Die überstandene Nacht war das Schlimmste der Reise. Noch zwei Nächte, dann werde ich wieder Schlaf finden. Wenigstens für länger als nur einen Traum. Dies hier könnte der Wendepunkt sein. Sonst bleibt es nur ein kleinlauter Hilfeschrei, gefolgt von immer wiederkehrenden Ritualen. Taue ziehen an mir von allen Seiten und mir scheint, als wäre der Schnaps immer noch in mir drin und liesse mich schwanken und schwächeln. Mutter steht unten an der Treppe, in einem sattblaugemusterten Kaftan, und kräht nach mir. Ob ich auch Kaffee möchte, will sie von mir wissen. Gute Miene zum bösen Spiel. So sind sie, die Mütter dieser Welt.

Mein Kapselkaffee schmeckt nach nichts und meinen Teller muss ich bei Seite schieben um, nicht zu brechen. Es sind nur drei Tage. Die ersten drei Tage sind die schlimmsten. Nur drei Tage nüchtern überstehen und es wird besser. Keine grosse Sache. Mein Mantra.

Das ist fast greifbar nah. In diesem Moment bin ich fest entschlossen und meine Hoffnung stürzt im gleichen Augenblick wieder in unbekannte Abgründe hinab. Die Sucht verschluckt alles. Jedes Gefühl wird von ihr vereinnahmt. Sie ist ein schwarzes Loch. Weder Leben, Liebe noch Licht lässt sie zurück. Mit jedem zärtlichem Schluck verwandelte sie mich in ein Ich, das ich nicht wiedererkenne. Menschen verschwanden, die Umwelt verschwand. Mein Tunnelblick liess weder Vernunft noch Zuneigung zu. Ich versuchte und versuchte es. Und unterlag der ständigen Versuchungen. In jedem einzelnen Rausch habe ich bereitwillig alles aufs Spiel gesetzt und verloren. Ich suhle mich in meiner Reue und in meinem Elend. Ich hoffe auf Vergebung und Wiedergutmachung. Auf Begnadigung. So viele Gelage haben mich unbrauchbar werden lassen. Ich scheine nur noch ein Schatten meiner Sucht zu sein.

Meine Mutter schaut mich durch die aufsteigenden Schwaden ernst an und pustet in die dampfende Kaffeetasse. Ich wollte dir nochmal sagen, dass ich es nicht in Ordnung fand, was du da im Wagen gesagt hast, als wir dich abgeholt haben. Du machst dich immer kleiner als du bist und für alles verantwortlich. – Was meinst du?, frage ich. Sie erklärt mir, dass der Tod ja keine Trennung im herkömmlichen Sinn sei und dass Mira sich ja im Grunde genommen gar nicht richtig von mir getrennt habe. Ich hatte nie die Intention, darüber hinwegzutäuschen, dass mich Mira

verlassen hatte. Aber meine Mutter hat sich die Geschichte offenbar so zurechtgelegt, dass sie so verträglich wie möglich für sie ist. Entweder ist es der fehlende Mut oder die Eitelkeit, denn ich entscheide mich, es bei dem Missverständnis zu belassen. Dann war es eben eine erzwungene Trennung. War es ja im Grunde genommen auch.

Ich weiss nicht, wann das mit dem Lügen bei mir anfang. Mit jeder neuerfundenen Anekdote, die dazu kam, wurden die Hemmungen kleiner, sie mit raffinierten und haarsträubenden Details auszuschnücken. Die Konstrukte wurden schnell zu Selbstläufern. Wie die grösste Lüge anfang, weiss ich nicht mehr. Aber ich weiss vom Erzählen her, dass ich in einem Anflug von kreativem Grössenwahn und chronischem Geltungsdrang Mira an einem Punkt erzählt habe, dass ich adoptiert wurde. Wer weiss weshalb. Um das Narrativ des gebrochenen Künstlers zu bedienen. Um einen Grund zu haben, mich in die Arme des Alkohols zu stürzen und ständig Trübsal zu blasen.

Jetzt musst du das halt machen, sagt meine Mutter. Ich müsse mich nicht dafür schämen. Das sei ganz normal, wenn man in so einer Situation stecke, wie ich es tue. Ich weiss nicht, wie oft ich es ihr noch erklären soll, dass die Sucht nicht da ist, weil sie tot ist, sondern sie tot ist, weil ich süchtig bin. Sie sagt: Du kannst nichts dafür, das liegt auch in den Genen. Das habe

ich gestern nachgelesen. – Wo hast du das gelesen? In einer Illustrierten beim Friseur? Und was willst du mit damit sagen? Was liegt in den Genen? – Du erinnerst dich noch an deinen Opa? Der hat doch auch immer einen über den Durst getrunken, und sie ergänzt, der hatte auch so eine Künstlerseele wie du. Der kam nie vor Mitternacht ins Bett. – Ach, war das so? Die Mitternachtsseele des Künstlers?, frage ich. – Du redest wieder Unsinn. Siehst du! Schon geht es dir wieder ein bisschen besser. Schön. Guck mal, der hier scheint mir nicht schlecht zu sein. Hier steht es, sagt sie und drückt ihren Zeigefinger auf den Computerbildschirm.

Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie.

Spezialisiert auf Sucht.

*Ärztliche, auch medikamentöse Behandlung
psychischer Erkrankung auf Basis einer psycho-
therapeutischen Grundhaltung.*

Dr. med. Dipl.-psych. Miguel Schrothauer. Dieser Mann wird dir helfen. Das wird schon wieder. Das wird schon wieder!, sagt sie und tippt die Nummer auf dem Display ein. Noch einen akademischen Titel mehr im Namen und ich hätte eine Wunderheilung

erlebt. – Los. Hier nimm, es klingelt. Hoffentlich nimmt er noch neue Patienten auf, sagt sie besorgt, will mich aber nicht beunruhigen und fügt hinzu: Er hat bestimmt schon bald einen Termin für dich frei. Mein Termin ist auf den Montag angesetzt. Auch bei Notfällen sei kein früheres Datum verfügbar.

Die Bäume flitzen nackt an mir vorbei und im Rückspiegel spuckt der Auspuff kleine Rauchwölkchen in den Nebel hinein. Dieser Weg, den ich hinter mich bringe, den ich schon so oft hinter mich gebracht habe, fühlt sich heute wie ein Spiessrutenlauf an. Mein Ziel ist der Abschied. Ich wollte dir einen Brief zu diesem Abschied hinterlassen. Zuerst war es bloss ein flüchtiger Gedanke, der von meinem Gehirn zu einem unüberhörbaren Ohrwurm herangezüchtet wurde. Mein Kopf wurde das Gehege einer Anakonda. Es sollte meine Beichte werden. Aber wer würde sie mir abnehmen? Ich imaginierte mich, überzogen mit ergreifendem Pathos, in polierten Budapestern und Sonnenbrille, vor deinem Grab stehend. Ich würde deinen Brief zusammen mit einem Strauss deiner Lieblingsblumen auf die noch feuchte Erde legen und in diesem Moment wären alle meine Sünden vergeben. Noch vor wenigen Tagen wäre das Vorhaben wegen meiner unruhigen Hand misslungen, mittlerweile haben sich die körperlichen Entzugserscheinungen aber eingestellt. Als ich das Geschriebene betrachtete, überkam mich Selbstekel. Jede Zeile fiel unter der nächsten etwas mehr nach unten ab und der Einzug am rechten Rand wurde immer grösser. Der Text sah aus wie eine sanft wehende Flagge auf halbmast. Es waren kleine blaue

Kometen über das ganze Blatt verteilt. Alles war verschmiert von der Kugelschreibertinte und die Handschrift wechselte den Duktus von Satz zu Satz. Inhaltlich wollte ich dir etwas hinterlassen, wie es Zweig in seiner Trauerrede für Freud getan hatte. Doch du warst nicht Freud und ich nicht Zweig. Wir haben keinen Weltkrieg, der vor der Tür wartet. Wobei... Da kann man sich nie sicher sein.

Ich kann mich nicht konzentrieren und will mich ablenken und wechsele den Radiosender. Ich versuche dem Gespräch zu folgen. Sie sprechen darüber, dass den Eisbären das Eis zum Leben wegschmilzt und dass die Jagdgründe für sie immer kleiner werden würden. Die Welt gehe den Bach runter, und die Meere überlaufen dabei. Ich werde von der Tankanzeige daran erinnert, dass es keine Rolle spielt, wie oft man sie auffüllt, sie wird nie voll genug sein. Oh, wie ich dieses Gefühl kenne... Fast verpasse ich die Autobahnausfahrt. Auf der 80er-Strecke zieht es mich nach rechts hin zur Pappelallee. Ich würde mich gut machen zwischen diesen bizarren Gestalten. Nein, das kann ich ihm nicht antun. Eine unverzeihliche Unbedachtsamkeit, wenn Vaters Klassiker einen Kratzer abbekäme. Ich fahre weiter an Landschaften vorbei und an den Menschen, die in ihnen wohnen. Mein Bruder und ich wollten in einem letzten übriggebliebenen Leichtsinn unserer Jugend alles hinter uns lassen und bis nach Singapur mit einem ausrangierten Wohnmobil flüchten. Die Reise blieb Spinnerei. Wir kamen

nicht weiter als bis zu Job, Frauen, Liebe, und Familienplanung. Seine neugegründete Familie wurde sein persönliches Singapur. Und was mich betrifft: Ich nahm die falsche Abzweigung und strandete im Alkohol und der Traurigkeit. Wenigstens hatte er sein Reiseziel erreicht. Mir fehlt erneut der nötige Mut. Ich bleibe vor dem Andreaskreuz stehen.

Keine Ahnung, ob sie plötzlich da war oder schon vorher dastand. Aber ich hatte sie übersehen. Ich schalte den Warnblinker ein und steige aus. Sie liegt mit verdrehten Beinen vor mir. Ich produziere immer nur Katastrophen. Ich betrachte das tote Tier eingänglich. Sie sieht aus wie ein Plüschtier. Ich nehme sie behutsam vom Boden auf und lege sie auf meinen Sakko, den ich als Schutz für das Nappaleder auf den Beifahrersitz gelegt habe. Unversehrt und ungesehen verlassen wir den Tatort. Ich kurble das Seitenfenster herunter und versuche einen Atemzug vom Nebel zu erhaschen. Die Augen tränen und ich bin dankbar über das Rauschen, doch der Unterdruck macht es unmöglich, den Moment zu genießen. Eingesperrt wie im Sarkophag lege ich die restliche Strecke zurück mit meiner Grabbeigabe, ohne mich an den Weg erinnern zu können, den ich hinter mich bringe.

Auf dem Parkplatz fahre ich an allen freien Plätzen vorbei bis zum letzten freien Feld. Ich muss das Radio leiser drehen, damit ich mich beim rückwärts Einparken konzentrieren kann. Nach dem Manöver bleibe

ich sitzen und lasse den Motor laufen. Ich sehe, dass sich die schwarzgekleidete Gesellschaft bereits zusammengefunden hat und sich langsam Richtung Kirche bewegt. Deine Mutter erkenne ich am Gang. Ich sehe deine beiden Brüder, der schlaksige muss Benjamin sein. Da sind Grosseltern und andere Verwandte. Ich sehe deine Freunde, einige davon sind auch meine Freunde. Sie haben sich respektvoll an das Ende des Zugs zurückfallen lassen. Deinen Vater kann ich unter den Gästen nicht entdecken. Die Nachricht wird ihn noch nicht erreicht haben. Benjamin wirft ganz plötzlich einen Blick über seine Schulter zurück in meine Richtung. Ich zucke erschrocken zusammen und ducke mich aus seinem Sichtfeld weg. Meine Scham ist grenzenlos in diesem Moment. Feigling. Wie erstarrt verstecke ich mich in meinem schlechtsitzenden Anzug, den ich extra für heute bestellt habe. Das Preisetikett sticht mir in den Rücken. Auf dem Beifahrersitz liegt nah vor meinem Gesicht, friedlich schlafend das Plüschtier. Im Fussraum entdecke ich den Trauerstraus aus weissen Lilien, der anormal viel gekostet hat. Den hatte ich ganz vergessen. Ich kann nicht sagen, wie lange ich so verharre. Es könnten Stunden oder auch nur Momente sein. Ich will den Zündschlüssel drehen, doch der Wage läuft immer noch. Ich lege den ersten Gang ein und rolle über knirschenden Kies vom Friedhofparkplatz weg, zurück auf die Strasse.

An dieser Stelle sieht es gut, nicht schlecht aus. Ich biege von der Landstrasse in einen Feldweg ab, bis ich den Waldrand erreicht habe, und parkiere den Wagen am Wegrand. Womit soll ich das Loch graben? Im Wagen finde ich nichts Brauchbares. Ich versuche es mit einem Tannenast. Er bricht schon beim Spatenstich. Dann eben mit den Händen. Ich buddle kniend. Der Waldboden ist hart und von Wurzeln und grossen Steinen durchsetzt. Ich schaue mir mein Werk an. Besser wird es nicht. Das ist eher eine Mulde als eine Grube. Es muss reichen. Ich lege das mittlerweile steife Plüschtier hinein und schütte Erde darüber, bis es wenigstens komplett bedeckt ist. Ich hole den Blumenstrauss aus dem Wagen und lege ihn auf den Grabhügel. Jemand wird dich suchen und vermissen. Mich würde niemand vermissen. So stehe ich in meinem schwarzen Anzug da, ohne Budapest und ohne Sonnenbrille. Anzug und Wagen sind verschlammmt und blutig. Beides kann ich in diesem Zustand so nicht mehr zurückgeben. Ich wünschte mir, ich hätte die Wodkaflasche doch gekauft.

Der Rapport fällt spartanisch aus. Ich erwähne darin nichts von der Waschstrasse (die macht nämlich kreisförmige Mikrokratzer!), nichts von dem Unfall und bei der Beerdigung bietet er einiges an Interpretationsspielraum. Ich werde gemustert, als stabil eingestuft, und mit drei Tupperdosen und einem besorgten Blick zurück in die barbarische Welt entlassen. Zurück nach Zürich.

Was mach ich bloss mit all dem Zeug? Es liegt hier so viel unnützer Grümpel rum. Alles sammle und lagere ich hier unten ein, obwohl ich doch genau weiss, dass ich keine Verwendung mehr für den Schrott habe. Hier, sieh dir das an: diese Lichtwanne, was soll ich noch damit? Verbeult! Und ein Riss zieht sich quer über den Stoff des Diffusors. Absolut unbrauchbar. Spielsachen, Kleider, Schulbücher, Flaschen, volle und leere. Kistenweise unbenützter Scheiss, den ich aus der Dunkelkammer hier ins Kellerabteil geschleppt habe. Das Leuchtpult war dein Weihnachtsgeschenk an mich. Du hast dir immer grosse Mühe gegeben bei den Geschenken. Ich sollte die ganzen Erinnerungen wegwerfen. – Wo ist sie bloss? Eingeklemmt zwischen Schuhkartons, die auf einem kaputten Drucker aufgestapelt sind, und einem alten Vergrösserungsrahmen finde ich die Luftpumpe. Meine Altlasten erdrücken mich.

Ich bin erstaunt, dass es noch da ist. Das Rennrad. Es steht störrisch, mit platten Pneus, im Fahrradständer. Es hat allen Naturgewalten getrotzt. Ein bisschen Bewegung wird mir guttun. Das ist wie Fahrrad fahren. Gelernt, ist gelernt. Ich schwanke, schwanke wie schon lange nicht mehr. Handschuhe wären gut

gewesen. Ich finde nach kurzer Strecke mein Gleichgewicht zurück. Die neue Mobilität bringt mich ausser Atem. Am Grund des Sees entdecke ich ein bleich pulsierendes Licht. Es wurde herzlos im Wasser versenkt. Die Stadt wird mich vor dem Alpenpanorama umbringen. Den Weg übers Bellevue unverletzt zu überstehen, das scheint mir einem Wunder gleichzukommen. Mir wehen Kindheitserinnerungen entgegen. Dung, Miststock, Heu, Stroh. Der Geruch der frommen Dorfidylle. Es ist der Duft von den Elefanten-, Kamel-, Löwen- und Pferdestallungen, der vom Sechseläutenplatz in meine Richtung zieht. Ich vollbringe das Kunststück und erreiche mein Ziel unverletzt.

Muss ich an der Tür klingeln? Ich klinge, doch es passiert nichts. Die Tür ist nicht verschlossen. Ein Treppenhaus im Jugendstil. Fliesen mit verschnörkeltem Dekor. Eine vierflügelige bleiverglaste Türe, mit überbordender Ornamentik. Alles nur um abzulenken. Dann eine Zeitreise in eine neue Sachlichkeit. Es gibt keinen Empfang. Die Altbauwohnung wurde zur Gemeinschaftspraxis umfunktioniert. Ich setzte mich in eine nüchterne Küche, die zugleich als Wartezimmer dient. Es gibt wenig Licht und keine Privatsphäre. Eine Pflanze (ist es eine Monstera?) kämpft mit letzter Kraft ums Überleben. Stahlrohrmöbel. Ich bin allein. Ich finde nicht, dass ich hier hergehöre. Ich fülle das Patientenformular mit meinem eigenen Stift aus. Ich habe keinen anderen gefunden. Jemand geht

über den Flur am Wartezimmer vorbei. Ich höre, wie eine Tür abgeschlossen wird, dann noch eine. Dann, wie die WC-Schüssel hochgeklappt wird, und danach ein mit kurzen Unterbrüchen durchsetztes Plätschern. Ich setzte mich hin beim Pinkeln. Mira hätte nie einen Neuen gefunden, der sich hingesetzt hätte. Ein Mann ist erst ein Mann, wenn er grillt und im Stehen pisst. Eigentlich setzte ich mich nur zuhause hin. Immerhin. Der Pinkler bleibt vor dem Wartezimmer stehen und fragt: Herr Linde? – Ja, der bin ich, antworte ich und folge ihm devot.

Der Psychiater hat ein langgezogenes Gesicht, wie das eines Windhundes. Unter dem Überbiss hat er ein spitzes Kinn, das mit dunklen Borsten überzogen ist. Die trüben Augen blicken durch funkelnde Brillengläser und in der Hand hält er einen Kugelschreiber, den er beständig hin und her schaukelt. Auf dem langen dünnen Hals wippt ein dicker Adamsapfel auf und nieder, während er spricht. Er schiebt sich ein Minzbonbon in den schmallippigen Mund. Auf dem Tisch liegt neben einem Notizbuch die Zigarettenschachtel. Marke Acapulco. Der Rauch von der Zigarette hängt immer noch im Zimmer. Auch wenn sie auf dem Balkon geraucht wurde. Freud war ein Aficionado kubanischer Zigarren, ich verzeihe Herrn Schrothauer grosszügigerweise auch seine Zigarettensucht. »Spezialisiert auf Sucht...« man müsste ergänzen, »und am eigenen Leib erprobt.«

Während ich im gepolsterten Ledersessel versinke, der mit einem Krakelee überzogen ist, kommen mir die Bilder von den Sehtests in den Sinn, die man beim Optiker vorgesetzt bekommt, um die Dioptrie festlegen zu können. Ich sehe ihn klar vor mir, den Heissluftballon. Dort schwebt er. In einer Wüste über dem Horizont, am Ende einer endlosen Strasse. Die erste Ballonfahrt wurde von den Gebrüdern Montgolfier an einem 19. September im Jahr 1783 vorgeführt. An Bord befanden sich ein Schaf, eine Ente und ein Hahn. Wieso kann ich mich am besten mit dem Schaf identifizieren? Vielleicht wird das meine erste Frage an den Pinkler. Wer ist schon vor mir in diesem Sessel eingesunken? Hatten sie Hoffnung auf Heilung? Draussen höre ich die Müllabfuhr. Als ich mir diese Situation vorgestellt habe, und ich habe mir diese Situation oft vorgestellt in den letzten Tagen, sah ich mich selbst auf einer Chaiselongue Platz nehmen und dabei erzählte ich Geschichten aus meiner Kindheit. Aber er will ganz andere Dinge wissen.

Job. Beziehungen. Wohnsituation. Trinkgewohnheiten. Ich trage ihm eine beschönigte Zusammenfassung meines Lebenslaufs vor und er hört mir zu. Ich erzähle von zerbrochenen Beziehungen, vom Alkohol, von meinem Job und der Beurlaubung. Von Leidenschaften, die alle in letzter Zeit etwas zu kurz kommen. Ich erzähle von einer unterstützenden Familie. Ich hadere und bin nicht überall ehrlich, weil

ich die Wahrheit nicht ertragen würde. Nicht jetzt. Ich erzähle nichts von dir. Nicht heute. Ich trage gefasst die Zusammenfassung vor und dann bin ich fertig.

Er will wissen, ob ich Stimmen höre oder öfters Selbstgespräche führe. Natürlich nicht. Wann ich mich das letzte Mal geborgen gefühlt habe. Was für eine seltsame Frage. Wie lange ich nun schon nicht mehr trinke, will er wissen. Ich sage es ihm. Nachdenklich, immer mit seinem Stift spielend, meint er: Ein kalter Entzug kann bei Ihrer täglichen Menge an Alkohol ausserordentlich gefährlich sein. Seien Sie sich dessen bitte bewusst. Beim nächsten Mal empfehle ich Ihnen eine medizinisch begleitete Entgiftung. – Beim nächsten Mal?, denke ich mir und er antwortet darauf: Machen wir uns keine Illusionen. Die Erfahrung hat gezeigt, dass die allerwenigsten Patienten den Absprung beim ersten Mal schaffen. Ich werde ganz ehrlich zu Ihnen sein. Von hundert Personen, die hier zu mir kommen, schaffen es vielleicht zwei, langfristig aus der Sucht rauszukommen. Und diese zwei Personen zeigten in der Regel kein so extremes Suchtverhalten auf, wie Sie es geschildert haben. Haben Sie sich schon einmal Gedanken gemacht, sich in eine Fachklinik einzuweisen? Diese Behandlungen dauern etwa drei bis vier Monate. Die Kabjau Klinik leistet hervorragende Arbeit in diesem Bereich. Ich kann Ihnen nachher eine Infobroschüre mitgeben. Es wäre doch ein optimaler Zeitpunkt. Sie haben offenbar keine Verpflichtungen zurzeit. Auf

der Arbeit wird man Sie nicht vermissen und zuhause wartet auch niemand auf Sie. Hören Sie, es ist Ihre eigene Entscheidung, aber ich spreche nur aus meiner persönlichen Erfahrung als Pisser. Den körperlichen Entzug haben Sie ja jetzt bereits in eigener Regie hinter sich gebracht. Den schwierigsten Teil haben Sie also schon bewältigt. Er redet weiter und weiter und ich fange an zu fallen. Das Zimmer verschwimmt und ich verstehe nicht, was hier vor sich geht. Ich höre Bruchstücke durchdringen. Fachklinik. Suchtklinik. Drei bis vier Monate. Zellgift. Was soll das heissen, stationärer Aufenthalt. Akut. Lebensgefährlich. Schlimm ja, aber schlimm heisst nicht, dass ich irgendwo eingewiesen werden muss. Gewohnheitstrinker. Für drei bis vier Monate. Drei bis vier Monate. Wer giesst dann die Pflanzen? Stationärer Aufenthalt für drei Monate in einer Suchtklinik. Kabjau Klinik. Was sage ich meinen Eltern? Suchtbehandlungszentrum. Und meinen Freunden? Ich weiss nicht, wo diese Klinik ist. Abstinenz. Was soll ich dort. Was sind das für Menschen dort? Therapie. Fachpersonal. Nein. Ich gehöre nicht zu diesen Menschen. Antabus. Ich kann meine Probleme hier selbst lösen. Anonymen Alkoholiker. Ich löse sie doch. Ich bin dabei. Alles fühlt sich plötzlich wie ein riesiger Fehler an und ich will nur noch gehen. Der Pinkler und das Zimmer um ihn herum nehmen vor mir langsam wieder Form an. Sie trinken nicht, weil Sie depressiv sind, Sie sind depressiv, weil Sie trinken. Hören Sie mit dem Trinken auf und der Rest wird

dann ganz von allein besser. Wenn Sie es nicht aushalten, kann ich Ihnen beim nächsten Mal auch ein Antidepressivum verschreiben. Und denken Sie über das Antabus nach. Wann waren Sie das letzte Mal bei einem Hausarzt? Gehen Sie zu ihrem Hausarzt. Lassen Sie sich ihre Leberwerte geben und bringen Sie die Werte nächste Woche bitte mit, sagt er und ergänzt dann noch: Und ich lege Ihnen die Lektüre der beiden Bücher ans Herz, die ich Ihnen aufgeschrieben habe. Und gehen Sie unbedingt zu den Anonymen Alkoholikern. So oft wie möglich. – Das solls sein? Das sind die Ratschläge. Und ich verdammter Vollidiot dachte, hoffte hier eine Lösung, Erlösung zu finden. Ich verabschiedete mich taumelnd und verlasse paralysiert die Praxis.

Der Exilierte kehrt zurück. Ich hatte vergessen, wie lange die Reise dauert, wenn man sie nicht mit dem Auto hinter sich bringt. Drei Mal umsteigen, Tram, Zug, Bus, und dann ein kurzer Fussmarsch von der Busstation, bis man bei Familie Linde vor der Tür ankommt. Die Tupperdosen habe ich auch vergessen. Im Vorgarten meiner Eltern stehen unbeeindruckt von jedem Geschehen alte Platanen, wie die Füsse von Elefanten.

Wollen wir heute grillen? Warm genug wäre es ja gerade noch, sagt Vater und blickt dabei kritisch prüfend gen Abendhimmel. Er trägt seinen fahl gewordenen Blaumann. Über der linken Brust ist ein Aufnäher mit seinem Spitznamen aufgebügelt. Mein Vater mag keinen Fussball und auch sonst kann ihm der Sport den Buckel runterrutschen und das macht es nicht einfacher, eine Konversation mit ihm zu führen. Wenn man aber wissen will, wie man eine Zündkerze wechselt, dann gibt es kein Halten mehr für den ehemaligen Mechaniker. Aber gewisse Dinge sind irreparabel. Wirklich eine Schande, sagt er, das mit dem 320er, meine ich. – Ja, allerdings. Seine Augenbrauen wollen noch nicht grau werden. Mich stört es nicht, wenn du dein Bier trinken willst, sage

ich zu ihm. Wegen mir musst du nicht verzichten. Er ist erleichtert. Verschwindet unverzüglich in seine Werkstatt und kommt mit einer offenen Flasche zurück. Die Bierflasche in der Hand wurde bei ihm zum Attribut. Er schaut mich an, nachdem er den ersten Schluck genommen hat und fragt mich: Alkoholfrei geht aber noch, oder? Mein Vater hatte zuerst nur latent, dann ganz manifest die Angst, dass ich schwul werden könnte. Diese Niederlage habe ich ihm erspart. Was das mit einem Kind macht? Ich weiss es nicht. Der Geruch seiner Hände, die nach Karrenschmiere und Zigarettenrauch riechen, erinnert an Kindheit, auch wenn die Zigarette mittlerweile gewichen ist. Ohne die wippende Zigarette im Mundwinkel wirkt er für mich immer noch nackt, so wie wenn er am Morgen seine Brille noch nicht aufgesetzt hat. Nachdem er seine Diagnose erhalten hat, war er zuerst wie gelähmt, später überkam ihn die Wut über die Ungerechtigkeit des Lebens. Die nächsten Zwischenstationen habe ich verpasst, weil ich es einfach nicht ertragen konnte, ich konnte ihn nicht ertragen und meine Mutter schon gar nicht. Ausserdem war ich zu sehr mit meinen eigenen Problemen beschäftigt. Er hatte stets einen eisernen Willen gehabt, doch der Körper versagte und liess ihn ohne Vorahnung im Stich. Ich weiss nicht, ob er mittlerweile seinen Frieden damit geschlossen hat, aber in den letzten Monaten wurde er sanfter. Das Leben ist nicht fair. Auch wenn man sein Leben lang gekrüppelt hat und alles für die Familie geopfert hat. Um ihn und mich

zu erlösen, frage ich, ob ich Brennholz holen gehen soll. Ja gerne, das wäre gut, danke Paul, sagt er zu mir. Auf dem Weg entlang des Holzstaketenzauns, der das Grundstück meiner Eltern einfriedet, muss ich an die Schatzsuchen denken, die meine Mutter an unseren Geburtstagen für uns veranstaltete. Sie waren immer der Höhepunkt der Geburtstagsfeste. Mit angekorkelten Schatzkarten machten sich zwei Mannschaften auf die Suche nach dem Piratenschatz. Vor der Laube bleibe ich beim Fallrohr stehen und greife hinein. Sie ist noch da. Ich nehme die Flasche heraus und begutachte den Inhalt, mache sie auf und will sie wegschütten. Ich bringe es nicht übers Herz. Ich stecke sie wieder in ins Rohr. Es scheint unmöglich, alle Verstecke wiederzufinden. Wieviel von ihnen wohl schon aufgedeckt wurden? Ein wohlvertrautes Gefühl von Scham nistet sich wieder ein. Unser Kater schaut vorbei. Ob er mich noch kennt? Er spring mir auf die Schultern und beisst mir zufrieden ins Ohrläppchen.

Vom Ster, den ich zusammen mit meinem Vater vor drei Wintern aufgeschichtet habe, ist nicht mehr viel übrig. Das Beil steckt tief im Hackklotz drin und ich bringe es fast nicht heraus. Mein Vorgänger hat es tief hinein versenkt. Ich balanciere das Holzscheit auf dem Klotz aus und bringe mich in Position. Nicht schlecht. Ich habe mit dem ersten Hieb getroffen, aber ich schlug zu zögerlich zu. Bei meinem zweiten Schlag kracht das Beil mit seiner ganzen Wucht auf

das Scheit ein und es zerbricht in Stücke. Noch einmal. Und noch einmal. Mich überkommt eine unbändige Wut und ich schlage immer heftiger und unkontrollierter auf das unschuldige Holz ein. Ich kann nicht mehr. Ich will nicht mehr. Meine ganze Wut entweicht und ich muss anfangen zu schluchzen. Das Fass ist übergelaufen. Erschlagen sacke in mich zusammen und bleibe auf dem Boden zwischen dem Brennholz knien.

Durch die Gartentür sehe ich Vater am Grill hantieren. Meine Mutter sieht älter aus, als ich sie in Erinnerung hatte. Mir fällt ihr grauer Haaransatz erst jetzt auf, der langsam überhandnimmt. Färbt sie ihre Haare nicht mehr? Momente allein mit ihr sind rar geworden. Meine Trennung entlockt ihr Wahrheiten, die man als Sohn nicht hören will. Man will nichts über das Unglück der eigenen Mutter, das Unglücklichsein in der Beziehung mit dem Mann, der mein Vater ist, hören. Man will nicht hören, dass man auch als Mutter Ansprüche haben darf. Auch als Mutter. Dass sie als Mutter das Gefühl haben kann, versagt zu haben, davon will ich nichts wissen. Jean Cocteau sagte über die Bilder von Picasso, es sei gemalter Ehekrach. Ich finde in meinen Erinnerungen keine Szenen, in denen sich meine Eltern stritten. Aber da sind auch keine, in denen sie sich miteinander unterhielten. Während sie mit mir redet, hat sie ihre Stimme gesenkt und erzählt ganz leise und sachte, so als könnte er uns draussen hören. Sie mag ihre Stimme

noch so sehr senken, diese Geschichten gehen mich nichts an. Ich bin der falsche Adressat. Und ihr bleibt immer weniger Zeit, um sie an die richtige Person weiterzuleiten. Ich weiss nicht, was sie von mir erwartet. Sie flüstert mir zu: Weissst du, die Diagnose war nicht das Schlimmste. Viel schlimmer war es, dass Vater sie kleingeredet hat und so getan hat, als wäre sie nie ausgestellt worden. Ich kann das Gesagte nicht verdauen und will es auch nicht ausweiden. Ich kann sie nicht von ihrem Unglück befreien. Ihre verlorene Zeit ist unwiederbringlich weg. Ich versuche zu besänftigen und die Tränen meiner Mutter machen mich zuerst sprachlos, dann überkommt mich eine grosse Hilflosigkeit. Was mach ich mit ihr, wenn er erst einmal nicht mehr da ist? Ich wünschte, mein Bruder könnte an dieser Stelle für mich übernehmen.

Ich drehe mich im Kreis, als wäre ich eine Balletttänzerin in einer Spieluhr. Es sind die Wendekreise eines Feiglings. Zu akzeptieren, dass etwas nicht war, wie es sein sollte, ist, so scheint es, schier unmöglich für mich. Ein ewiges Festhalten am Sein-Sollen. Die Frage nach Identität, Selbstverleugnung, nach Authentizität. Das Proletariat ist meine Herkunft. Wer von euch hat denn einen Werdegang hinter sich gebracht? Der Traum vom Einfamilienhaus? Alles nur, damit du nun einsam darinsitzt und überfordert bist mit dem Garten, wenn er dann nicht mehr da ist? Meine Mutter will uns aufmuntern: Du musst zuerst geboren werden, um als Mensch auf dieser Welt leben

zu dürfen. Stell dir das vor. Diese Chance, die du erhalten hast. Die Wahrscheinlichkeit, als Mensch geboren zu werden, liegt bei eins zu vierhundert Trilliarden. – Und am Ende, am Ende sterben wir trotzdem alle einsam. Genauso einsam, wie wir damals geboren wurden, antworte ich.

Eine dicke Rauchwolke steigt vom Reiterbahnhof auf und vermischt sich mit dem wallenden Nebel, der die vollgestopfte Stadt einhüllt. Die historische Dampflok fährt schnaubend und pfeifend in den Tunnel und ich wundere mich. Wieso hat sie sich hierhin verirrt? In den Geruch von heissem Öl mischt sich der von heissen Maronen und nassem Laub. Ich werde mehrmals von der Zukunft überholt. E-Trottinets und E-Bikes hetzen an mir vorbei. Ich muss an das bleich pulsierende Licht am Grund des Zürichsees denken. Ich bin geneigt, wieder mit dem Fingernägelkauen anzufangen. Ich wusste nicht, was ich für diesen Anlass anziehen sollte. In meinem Kleiderschrank hängen mindestens neun verschiedene Persönlichkeiten, aber keine schien die passende für den heutigen Anlass zu sein. Meine Sekundarlehrerin behielt recht, als sie am Elterngespräch trotzig sagte, dass auch meine Hose irgendwann wieder über dem Hintern sitzen würde, dort wo sie nämlich hingehöre! Auch wenn ich ihr lange das Gegenteil beweisen wollte.

Ich kette mein Rad am Zaun vor dem Haus an. Es ist ein Haus mit Satteldach und kleinem gepflasterten Vorplatz. Es ist übersehbar, wie jedes andere Haus hier in der Stadt. So wie ich es auch bin in meiner

Aufmache, und trotzdem schaue ich mich ängstlich um. Ich will nicht entdeckt werden. Es können mir noch so viele Leute, Experten, Psychiater, Freunde, Familienmitglieder oder sonst wer, erzählen, Sucht sei nichts, wofür man sich schämen sollte. Ich tue es doch. Während ich mich umschaue, ertappe ich mich dabei, wie ich immer noch überall Ausschau nach dir halte. Ich werfe wieder und wieder Blicke auf meine Armbanduhr, ohne danach zu wissen, wieviel Uhr es ist. Eine Übersprungshandlung? Ich will nicht zu früh dort sein. Ich bin nicht zu früh. Ich will nicht zu spät kommen. Ich bin nicht zu spät. Umdrehen ist nicht immer eine Option. Jetzt habe ich noch die Möglichkeit dazu. Es bringt alles Hadern und Zweifeln nichts. Bringen wir es hinter uns. Ich habe das mit dem Hausarzt hinter mich gebracht, dann werde ich auch das hier ertragen. Ich kann das. Nein, ich kann das eben nicht. Ich muss es können. Ich werde es gekonnt haben. Ich klinge und weiss, es wird nichts passieren. Es ist offen. Meine Scham lässt keine Haltung zu. Gegeißelt steige ich mit überwältigenden Ressentiments die Treppe hinauf. Meine Beine werden schwerer mit jeder Stufe. Jeder Tritt ist ein weiteres Schuldbekenntnis. Der Boden ist mit marmoriertem Linoleum überzogen. Bahnenware. Er zieht sich vom Treppenhaus über die Flure bis hinein in die Zimmer. Es ist still hier. Bin ich der Einzige? Dann doch leises Gemurmel. Wie das erste Mal auf dem Fünfmeterbrett. Tief einatmen, die Augen schliessen und die Zähne zusammenbeissen.

Eine Gruppe, bestehend aus fünf Leuten, sitzt nicht wie erwartet zum Kreis angeordnet da, sondern an Tischen mit hellblau beschichteten Tischplatten, die zu einem grossen Gebilde zusammengeschoben wurden. Ich muss willkürlich an das Klassenlager in Pontresina denken. An verregnete Tage, die in Aufenthaltsräumen verbracht wurden, ans Flaschendrehen und an Lisa. Ich glaube, jeder war in seinem Leben schon einmal unglücklich in eine Lisa verliebt. Auf der Tafel sind kleine Papppyramiden gedeckt. Darauf steht:

Wenn du hier siehst,

Wenn du hier hörst,

Wenn du gehst,

Bitte, lass' es hier!

Ich werde bäugt von der eingeschworenen Gemeinschaft. Ich ziehe den Altersdurchschnitt deutlich nach unten. Mit übertriebener Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft werde ich, der Laie, von ihnen, den Kritikern, aufgenommen und eingewiesen. Ihre Messfeier erhält dank mir eine neue Qualität und Ernsthaftigkeit.

Na, dann machen wir mal aus Wein Wasser, sagt der Mann am Kopfende. Hallo, mein Name ist Christian. Ich bin Alkoholiker und ich begrüße euch herzlich zu unserem heutigen Meeting. Christian trägt ein grünkariertes Hemd und sein aufgeblasener Bauch spannt darunter mächtig. Seine wulstige Unterlippe hängt nass herunter, während er spricht. Er hat einen starren, schweren Blick in seinen blutunterlaufenen Augen. Alles scheint hier seine festen Regeln zu haben und einem strengen Drehbuch zu folgen, das eingehalten werden muss. All ihre Riten werden akkurat nach Protokoll ausgeführt. Sie wurden über Jahre eingeübt und perfektioniert. Mir wird das Zwölf-Schritte-Programm erläutert und dann wird es ringsum vorgetragen. Ich muss den vierten und zehnten Schritt vorlesen und muss an meinen Krebskranken Vater denken. Ich erfahre, was es mit dem Blauen Buch auf sich hat und wieso man machtlos gegenüber dem Alkohol sei und das man zugeben müsse, dass man sein Leben nicht mehr meistern könne. Mein Problem ist plötzlich unser Problem. Sie wollen mir zur Nüchternheit verhelfen. Noch nüchterner als jetzt habe ich mich im ganzen Leben nicht erlebt... Und weshalb sich jeder Teilnehmer mit dem Satz »Hallo, ich bin der und der. Ich bin Alkoholiker« vorstellen muss, und das jedes Mal, bevor man spricht, erklärt mir Erika. Als Christian fertig ist, beendet er die Eröffnung mit dem Satz: Ich habe geschlossen. Das sind sie, die Regeln. Das ganze Prozedere. Hallo, mein Name ist der und der. Ich bin

Alkoholiker und das ist mir widerfahren. Ich habe geschlossen.

Hallo, mein Name ist Bruno, und ich bin Alkoholiker, sagt also Bruno. Wir anderen Alkoholiker antworten mit zustimmenden Nickbewegungen: Hallo Bruno! Er erzählt von seinen kleinen Schlappen und grossen Niederlagen in seinem Leben. Aber er sei ein Boxer. Er sei nicht so leicht runterzukriegen. Ein Stehaufmännchen. Er lag oft auf den Brettern, stand aber immer wieder auf und sei bereit weiterzukämpfen. Die letzte Runde habe er noch nicht gekämpft. Für den Rest der Gruppe sind es die immergleichen abgekauten Anekdoten. Konrad fällt ihm, bevor er in seiner nächsten Erzählung in Fahrt kommt, ins Wort. Und Bruno hat jetzt auch geschlossen.

Danke Bruno. Also, hallo, mein Name ist Konrad. Meine Freunde nennen mich aber einfach Koni, während er das sagt, blickt er in seine vertraute Runde, und ich bin Alkoholiker. Der Satz klingt bei Koni eher wie eine abgewetzte Floskel als wie ein ernstgemeintes Eingeständnis. Hallo Koni, antwortet die Gruppe. Er hat ein haarloses schwammiges Gesicht und Wursthfinger. Konrad ist Hausmeister, das erklärt vielleicht die praktische Latzhose. Er trank seinen Alkohol immer heimlich in der Werkstatt, die auch als Magazin diente, zwischen Aufsitzrasenmäher und Laubbläser. Solange, bis die Frau zusammen mit den Kindern auszog und er allein in der Wohnung zurückblieb. Seit

fünfundzwanzig Jahren habe er keinen Tropfen mehr von dem Teufelszeug angerührt. Verhaltener Szenenapplaus. Ich bin verwirrt. Er fährt fort und sagt, er hätte eine Suchtmentalität. Wenn er erst einmal an etwas Gefallen gefunden habe, kann er nicht genug davon kriegen. Er sei immer auf der Hut. Letztens hätten sie das Landjägerrezept in der Migros geändert. Plötzlich frass er am Tag zwanzig Stück von den Dingen. Wein. Die hatten neuerdings Wein als Zutat ergänzt. Und so geht das weiter. Koni erzählt seine Geschichte zu Ende: Ich hinterliess ein Trümmerfeld hinter mir. Ich hatte genug kaputt gemacht, ich hatte die Nase voll. Ich war nicht ich, wenn ich trank. Ich tat Dinge, die ich nicht wollte und verletzte die Menschen, die ich liebte. Ich habe geschlossen!, und Christian sagt: Jetzt erstmal zehn Minuten Pause. Alle verschwinden auf den Balkon um zu rauchen. Ich bleibe allein zurück, mit mir und meiner Sucht. Ich überfliege die Flyer und Broschüren, mit denen ich überhäuft worden bin. Alle sind sie mit diesen abgeschmackten lizenzpflichtigen Stockfotografien bebildert. Fröhliche Menschen, die Zusammenhalt suggerieren sollen. Jedes Geschlecht und jeder Hauttyp ist mindesten einmal vertreten. Mit solchen falschen Komplimenten hätte ich mein Hobby zum Beruf machen können. Auf dem Sparschwein steht, dass der Kaffee zwei Franken kostet (auf Vertrauensbasis. Versteht sich von selbst!, sagte Christian eingangs). Er kommt aus dem Vollautomaten und ist gar nicht so übel.

Es geht weiter, Andy oder Boris ist an der Reihe. Hallo, mein Name ist Andy. Ich bin Alkoholiker, sagt Boris. Ich muss immer wieder auf die Pyramiden schielen und den abgedruckten Text lesen. Ich schweife ab. Hallo, mein Name ist Erika. Bin Alkoholikerin. Je öfter ich ihn lese, desto lächerlicher finde ich ihn. Ihre Gesichter sehen verbraucht aus. Selbstbildnisse von durchlebten Passionen. Im Gesicht offenbart sich der gesamte persönliche Kosmos. Die Konsequenzen, das Konzentrat von Karrieren, die als Komatrinker geführt wurden. Ich halte das hier nicht mehr lange aus. Ich finde nicht, dass ich hier hingehöre. Diese Geschichten sind alle die gleichen. Ich bin einer von ihnen. Mein Schicksal ist das Schicksal eines beliebigen Alkoholikers geworden. Hallo. Ich bin Bruno, ich bin Koni, Boris. Ich bin Alkoholiker. Ich bin Andy, Christian, und hallo, ich bin auch Erika und habe geschlossen. Ich bin ein Popanz. Ich merke, wie alle Augen erwartungsvoll auf mir ruhen. Es waren alle an der Reihe und es ist nun offenbar an mir, auch etwas zu sagen. Fast lasse ich mich dazu verleiten mit dem Satz: »Hört mich! denn ich bin der und der. Verwechselt mich vor Allem nicht!«, zu beginnen. Es ist der falsche Ort, um zu revoltieren. Ich klettere auf den Zehnmerturm und springe: Hallo, mein Name ist Nemo. Ich bin Alkoholiker und das hier ist mein Drama.

Job. Beziehungen. Wohnsituation. Trinkgewohnheiten. Ich trage ihnen eine aufrichtige Zusammen-

fassung meiner Geschichte vor und sie hören mir zu. Ich erzähle von Mira, vom Wodka, von meinem Job und der Kündigung. Von Leidenschaften, die alle ihren Platz für die Sucht räumten. Ich erzähle von meiner enttäuschten Familie, von noch mehr Wodka und auch von der Katze. Ich hadere und bin am kämpfen, weil ich die Wahrheit fast nicht ertragen kann. Ich erzähle von dir. Ich trage ihnen unerbittlich die Geschichte vor und dann habe ich geschlossen. Mein Zwerchfell verkrampft sich, Tränen wollen sich nach oben kämpfen, doch ich schlucke sie hinunter. Die Gruppe bedankt sich bei mir. Es kommt keine weitere Reaktion, kein Szenenapplaus für mich. Nichts. Sie bedanken sich nur dafür, dass ich meine Geschichte mit ihnen geteilt habe. Ihr Erbarmen währt ewig und ich bin irritiert. Ich werde nicht wieder kommen. Behaltet eure Flyer und Infobroschüren. Christian und der Rest der Gruppe haben mir meine Sünden, ohne zu kritisieren oder zu urteilen, vergeben. Eine Spendendose wird durch die Runde gereicht und ich habe immer noch kein Bargeld auf mir. Gehet hin in Frieden, oder so etwas Ähnliches sagt Christian und beendet damit die Soirée.

Ich trete in die dunkle Stadt hinaus. Ich verspüre den dringenden Drang, mich belohnen zu müssen. Ich kaufe mir hundert Gramm gebrannte Maronen und zahle romantisch mit Karte. Vielleicht werde ich doch irgendwann wieder hingehen. Jede zweite Marone hat

Würmer und ich finde das nicht gerechtfertigt, bei dem Preis. Beim Schälen der dritten rutscht mir ein Stück der Schale unter den Fingernagel. Aua. Hier werde ich nicht mehr hinkommen.

Auf der rechten Spur überholt mich eine Ladung Christbäume. Die Einkaufsläden werden vollgestopft mit Versuchungen und die ersten Glühweinschwaden ziehen durch die Gassen. Ein Christus schaut mich beschwörend aus dem Portemonnaie eines Passagiers vor mir an, als dieser sein Ticket darin verstaute. Die kleine Ikone verschwindet zusammen mit dem Portemonnaie wieder in der Tasche.

Sie ist mir bereits aufgefallen, als ich eingestiegen bin. Mit viel Krach schleift sie jetzt mühselig zwei grosse blaue Tüten durch den Mittelgang, vorbei an den Fahrgästen. Sie muss immer wieder pausieren und stützt sich auf ihre Krücke. Nachdem sie sich für einen Platz entschieden hat, fängt sie an, zahnlos an einer Reiswaffel zu nuckeln. Ich versuche einen Moment die Welt gedankenlos zu betrachten. Ich versuche nichts zu denken und linker Hand zieht ihr Lieblingscafé vorbei. Man verknüpft Orte mit Personen, und wenn diese Personen nicht mehr da sind, verlieren die Orte jede Bedeutung. Sie war heute noch nicht auf Besuch. Irgendwann wacht man auf, tut all die Dinge, die man sonst auch tut, und es wird Abend und man fährt vielleicht im Tram, wird von Jesus angeschaut und einem Junkie abgelenkt und dann

merkt man: Ich habe heute bisher kein einziges Mal an dich gedacht. Ich werde von hinten unsanft ange-tippt. Ein eingefallenes, spitzes Gesicht mit Stielaugen, eingepackt in Lumpen und Tücher, stupst mit dünnem langem Zeigfinger in meine Schulter hinein. Sie sagt: Sorry?, und wiederholt schwach: Sorry, can you help me? – Ich will ihr nicht antworten, aber kann sie nicht ignorieren. Sie will von mir wissen, ob ich ihr beim Aussteigen helfen kann. Sie erklärt mir, sie bringe ihre Taschen nicht selbst aus dem Tram. Ich gebe nach. Ja, ich werde dir helfen. Nicht Altruismus, sondern Überforderung. Ich schlepe ihre Taschen zur Tür und muss feststellen, dass die Schiebetür defekt ist. Zwei Aufkleber weisen deutlich darauf hin und ich versuche der Frau zu erklären, dass wir hinten aussteigen müssen. Sie versteht nicht, was ich ihr klarzumachen versuche. Ihr Englisch ist zu schlecht. Oder meins? Sie wurde vermutlich schlicht schon zu oft von der Gesellschaft im Stich gelassen. Ich deute erneut mit dem Finger auf den viersprachigen Aufkleber, um ihr zu verstehen zu geben, dass wir hier nicht rauskommen werden, und irgendwann begreift sie doch. Nachdem ihr ganzes Leben geborgen und sicher auf dem Trottoir deponiert ist, überfällt mich mein schlechtes Gewissen. Der Schmerz der Welt sitzt mir wieder auf den Schultern. Ich hatte beim Aufräumen eine Zehnernote gefunden und eingesteckt, damit ich endlich nicht mehr bargeldlos durch die Gegend laufe. Als Notfallgroschen. Ich klaube die Note aus meinem Kartenhalter und

überreiche sie ihr. Ich weiss nicht wieso. Sie scheint mich bereits wieder vergessen zu haben und begreift zuerst nicht, was geschieht. Dann, zahnloses Strahlen. Sie nimmt das Geld fürsorglich mit ihren Pianohänden entgegen. Sie brummt mit rauchiger Stimme unverständliche Worte vor sich hin. Ich bin unsicher, mit wem sie spricht. Mit mir oder mit sich selbst. Abrupt hebt sie ihr Haupt, reisst die gelben Stielaugen weit auf und es ist klar, dass jetzt ich gemeint bin: You are an angel! An angel from heaven! Ich kann mich nicht von ihr verabschieden, denn sie hört mich bereits wieder nicht mehr. Sie hätte ein gutes Motiv abgegeben.

Ich versuche heute nett zu sein. Familie. Heute versuche ich nicht zu streiten. Mein Bruder kommt, mit seiner Frau und dem Kind an der Hand, als letzter im Restaurant an. Ob ich gekränkt bin, dass ich nicht Patenonkel geworden bin? Ja, manchmal vielleicht. Aber das behalte ich lieber für mich. Welche Gründe die beiden auch hatten, mich nicht auszuwählen, es müssen gute gewesen sein. Ich war besoffen, als ich meinen Neffen, noch violett, unbeholfen und verschrumpelt, zum ersten Mal in den Händen hielt. Beim Besuch im Zirkus war ich so betrunken, dass mir ab der zweiten Clown-Nummer die Erinnerung an den Rest der Vorstellung fehlt. Als ich sein Babysitter war (was ich nur einmal war), bediente ich mich an der Bar meines Bruders, bis ich auf dem Sofa in der neunten Runde k.o. ging. Wie Oskar an diesem

Abend ins Bett kam, kann ich nur vermuten. Er hat sich entweder selbst ins Bett gebracht oder seine Eltern haben ihn, um Mitternacht, mit einer Überdosis Zeichentrick vor dem Fernseher vorgefunden. Ich war an jedem Geburtstag, nicht nur an denen von Oskar, besoffen und an die letzten Weihnachtsfeiern will ich mich gar nicht erinnern können. Ich weiss nicht, ob das heute die erste nüchterne Interaktion zwischen meinem Neffen und mir ist. Ich wollte immer der coole Onkel sein. Am Ende war ich wohl überhaupt keiner.

Der Kellner kommt und fragt, ob es ein Aperero sein dürfe. Alle verkrampfen und rudern und schwadronieren. Ich erlöse sie und sage: Ich hätte gerne ein San Bitter. – Aha! Dann haben wir hier also schon ausgemacht, wer der Fahrer heute Abend sein muss, sagt der Kellner. Benommenes Gelächter von allen Beteiligten. Ich bin heute Abend nicht auf Krawall gebürstet. Ich versuche heute nett zu sein. Meiner Familie zuliebe. Heute versuche ich nicht zu streiten. Ich schaue zu meinem Vater rüber. Er ist vertieft in die Weinkarte und merkt nicht, was vor sich geht. Er bestellt weltmännisch und selbstbewusst Getränke für die ganze Familie. Der Kellner ist bereits sein neuer bester Freund geworden. Das Glas meines Neffen und das von mir werden abgeräumt und hinterlassen eine Lücke von Scham und Ratlosigkeit bei allen. Ausser bei Oskar, er ist mit seinen Buntstiften beschäftigt.

Du musst jetzt noch das Foto von uns machen Paul! Du hast doch an die Kamera gedacht?, fragt Mutter. Wenn es irgendwann eine Familienbiographie gibt, wird der Biograph kein einziges Gruppenbild finden, auf dem ich mit abgebildet bin. Ausradiert aus der Familiengeschichte, als hätte es mich nicht gegeben. Meine Mutter meint es gut, will meine Leidenschaft honorieren und erlaubt niemanden sonst, Fotos zu machen. Aber ich weiss zwei Dinge. Erstens: Ihr gefallen meine Fotografien nicht. Zweitens: Ich sehe meine Berufung nicht in der Weihnachtsgrusskartenindustrie. Mutter rangiert die Familienmitglieder und ich bringe mich mit der Kamera in Position, ziehe auf und blicke durch den Sucher. Oskar entscheidet sich dazu, nicht still zu stehen und schneidet Grimassen. Mit blecherner Stimme wird versucht, ihn einzudämmen. Aber er weigert sich tapfer. Das gesamte Restraunt hat mittlerweile seinen Fokus auf uns gerichtet. Es betrachtet unsere Inszenierung mit steigender Aufmerksamkeit. – Alle bereit? Gut, es geht los. Bitte alle einmal laut ›Ouistiti‹ sagen! Eine Studie der Marketing-Strategen von Nikon hat herausgefunden, dass das Wort ›Ouistiti‹, dass so viel wie kleines Äffchen heisst, das schönste Lächeln hervorrufen soll. Könnte auch ein Titel für ein Gemälde von Gauguin oder eine Beleidigung sein. Wenigstens Oskar versteht mich und grinst. Ich knipse, bis der Film voll ist. Sogar an den Farbfilm habe ich gedacht, dir zuliebe, Mutter. Mir ist klar, dass ich die Bilder nicht entwickeln werde. Der Film wird

zuhaus bei den anderen Rollen deponiert. Ich lege die Kamera nieder und sage: Da sind gute Aufnahmen mit dabei. – Sehr gut. Gut! Wartet! Hier nimm, sagt meine Mutter und drückt mir ihr Smartphone in die Hände und dirigiert weiter: Jetzt noch mit dem Handy, hier musst du drücken. Siehst du? Ich erinnere mich an eine Zeit, in der sie zu mir sagte, sie würde nie so ein Ding brauchen oder benützen. Mittlerweile kommuniziert sie nur noch in Emojis und Sprachnachrichten mit mir. Um meine Gefühle mit Emojis auszudrücken, fehlt mir die Geduld. Bis der passende Smiley gefunden ist, habe ich längst vergessen, wie ich mich fühlte und bin nur noch angepisst. – Ach Scheissdreck! Wer braucht schon analoge Fotografie oder echte Gefühle, wenn es Smartphones gibt?

Ob es denn kein Problem sei, wenn mein Kürbisrisotto mit Weisswein abgelöscht wurde, will man wissen. Ich weiss nicht, ist das ein Problem? – Ich habe gehört, in Toast soll sich Alkohol bilden, wenn man ihn toastet. – Das habe ich letzthin auch gelesen! – In Landjägern hat es übrigens Wein drin, hat das einer von euch gewusst? – Bei Pralinés weiss man auch nie, da muss man immer auf der Hut sein! – Lässt man den Portwein in der Foie gras weg, schmeckts eben nur noch halb so gut... – Mit Gänsehaut schiebe ich den Grappa, der beim Dessert grosszügigerweise offeriert wurde, zu Vater rüber. Wenn es keinen Elefanten mehr im Raum gibt, dann wird der Raum zum Elefanten.

Es ist Rauschzeit. Der Uetliberg reibt sich den Schlaf aus den Augen und am Hang tanzt der Wald Walzer im Wind. Unterhosen werden gegenüber mit bunten Wäscheklammern aufgehängt. Die weissen Liebestöter flattern taktvoll. Es gibt Leute, die nie fertig werden mit dem Wäschewaschen. Ich streiche mir die Haare aus dem Gesicht und schneide den Granatapfel auf. Der Saft spritzt und tropft und ich lasse die Frucht angeekelt auf das vom Saft rotlasierte Schneidbrettchen fallen. Eine Larve reckt ihr Köpfchen beleidigt in meine Richtung und verkriecht sich zurück in einen seiner freigeessenen Stollen. Ich bringe es nicht übers Herz, zur Hölle damit. Oder in den Kompost. Eine Böe schlägt trotzig die Balkontür hinter mir zu und ich sage: Einverstanden, der Tag wird daheim verbracht. Winselnd rüttelt der Wind an der Tür und bittet nun doch wieder um Einlass. Nein, entweder oder. So nicht, mein Freund. Ich kann mich dazu aufraffen, mich aufs Sofa zu legen.

Talent hätte ich en masse. Das haben immer alle zu mir gesagt. Lehrer, Lehrmeister, Vorgesetzte, Freunde, Familie und auch du hast es immer wieder zu mir gesagt. Ich müsse es nur nutzen. Den Finger

aus dem Arsch kriegen, das hat Vater oft zu mir gesagt. Mein Blick schweift über die Bilder, die in der Wohnung aufgehängt sind. Es sind alles Strassenfotografien. Ich habe immer mit einer Festbrennweite von 35mm fotografiert. Direkt aus dem Leben. Wie Larry Clark wollte ich sein. Direkt am Puls. Solange mit der Kamera dabei sein, bis ich kein Fremdkörper mehr bin und nicht mehr auffalle. Authentizität war die einzige Anforderung an meine Modelle. Nur bot Zürich wesentlich weniger Angriffsfläche als es das New York der 90er Jahre tat. Das Poster meiner ersten Ausstellung hängt immer noch im Flur. Mit der Unterschrift, die ich daruntersetzen musste. Mira hatte darauf bestanden und ich erwähnte mehrmals, wie albern ich das finden würde. Tatsächlich war ich beim Unterschreiben von Stolz erfüllt und spielte mich mächtig vor ihr auf.

Ich entdeckte sie sofort an der Vernissage und wusste, ich hätte mein Opfer für diesen Abend gefunden. Während sie meine Bilder betrachtete, lichtete ich sie heimlich ab. Ich war fasziniert von ihrer unschuldigen Schönheit. Benjamin hatte sie mitgeschleppt und er war es auch, der uns einander vorstellte. Wir stiessen alle ziemlich oft miteinander an und ich bekam noch an diesem Abend einen Abschiedskuss von ihr. Danach war es eine Anhäufung von unglücklichen Zufällen, die uns immer wieder zusammenführte. Ich habe nie an mich

oder uns geglaubt, jedoch muss ich zugeben, dass sie mich zu Beginn stark inspiriert hat. Sie war mein Heroin. Sie wiederum verliebte sich sofort in mich und schmachtete mich an. Zumindest die Idee, die sie von mir hatte. Zu Beginn war ich von ihr beflügelt und fotografierte alles, aber am meisten hatte ich sie vor der Linse. Ich verbrachte sehr viel Zeit in der Dunkelkammer. Ich war selten so produktiv, wie ich es zu dieser Zeit war. Doch der Schaffensdrang verebbte schnell wieder. Die Kamera blieb immer öfter wieder zuhause liegen. Ich empfand sie als lästig und wollte sie nicht immer mitschleppen. Falls ich sie doch dabei hatte und fotografierte, entwickelte ich die Filme danach nicht. Die Dunkelkammer verwandelte sich immer mehr zu einer Abstellkammer. Als sie dann bei mir einzog, räumte ich Platz frei für ihre Sachen und stellte die Dunkelkammer voll mit meinem Zeug. Irgendwann räumte ich auch den Kühlschrank und die Gefriertruhe leer und lagerte die ganzen unentwickelten Filme nur noch in Kisten. Ich hatte keine Lust mehr zu fotografieren. Manchmal überkam mich im Rausch die Lust, hatte ich einen Ausbruch von Grössenwahn, aber die Bilder im Rausch sind nur so lange genial, wie der Rausch anhält. Danach sind es nur verschwommene unverständliche Anhäufungen von pseudo-kreativen Einfällen, die nichts anderes ausser einer Verschwendung von Filmmaterial darstellen. Bevor ich nur noch Mittelmässigkeit oder Scheisse

produziere, lasse ich es lieber bleiben und bin kein Fotograf.

Meine unbeantworteten Nachrichten türmen sich zu einem riesigen, unbezwingbaren Haufen auf. Ich spiele mit dem Gedanken, ihn einfach anzuzünden. Die ganzen verschmähten Bilder und unentwickelten Kleinbildfilme werfe ich mit ins Feuer. Mit immer grösser Last drückt jede einzelne Nachricht auf mein schlechtes Gewissen. Diese Verbindlichkeit, diese ständige Verfügbarkeit macht mich verrückt. Es tut gut zu sehen, dass meine Mitmenschen noch schlechter mit meiner Situation umgehen können als ich. Die Welt bleibt stehen: Es klingelt an der Tür. Was nun folgt, ist eine Aneinanderreihung von Abläufen, wie sie sich bei jedem abspielen, wenn unerwartet Besuch auftaucht.

Wie geht es dir? Kommst du klar? Du könntest mal jemandem von uns antworten! Wir machen uns alle Sorgen um dich. Deine Mutter weiss Bescheid, oder? Wenn du etwas brauchst oder reden willst, kannst du jeder Zeit immer anrufen, aber das weisst du ja!, sagt sie. – Es ist ein Kreuzverhör, in dem mir Jelena keine Zeit zum Antworten lässt. Hast du Lust mit uns mitzukommen? Kommst du mit ins Theater. – Nein, was soll ich im Theater?, frage ich. – Wir waren in der Gegend, und wir dachten uns, dir würde es guttun, mal rauszukommen. Unter

Leute, Menschen. Weisst du noch, was das ist? Pablo wartet unten auf uns. Komm, los, zieh dir was an und dann gehen wir. Vielleicht noch vorher duschen...? – Ins Theater?, frage ich nach. – Ja, in das kleine Kellertheater in der Altstadt. Das wird super!, sagt sie. Ich werde dazu überredet, es ist nicht so, als würde ich das freiwillig machen, ich finde, ich werde dazu genötigt. Meine Freunde wollen mich immer wieder vor dem Untergehen retten. Manchmal nehme ich ihren Rettungsring an, aus reiner Höflichkeit, vielleicht aus fehlendem Ehrgeiz. Ich bin ihnen dankbar dafür. Ich gebe meinen Widerstand aus der Hand und gehe mit. Ins Theater.

Ich will türmen, jedoch werde ich eindringlich aufgefordert sitzen zu bleiben. Nicht mehr als zwanzig Leute, in kleine Trauben aufgeteilt, haben sich aufgerafft und schauen wartend und pseudointellektuell drein. Die Vorstellung, für die nächste Stunde hier zu sitzen und das Theater nüchtern über mich ergehen zu lassen, ist beängstigend. Der Vorhang wird aufgezo- gen, Scheinwerfer beleuchten einen grossen Haufen aus weissen Leintüchern auf der Bühne. Halb zu Pablo, halb zu Jelena flüstere ich: Mein Getränkehalter fehlt! – Sieh doch: Das ist Alma!, überhört mich Jelena und stupst mich dabei mehrmals in meinen Oberarm. Ich mag die Stupserei nicht. Ich antworte: Wie zur Hölle soll ich hier jemanden erkennen? Die sind

alle in weisse Bettlakenponchos eingehüllt. – Ich halte den Flaschenhals meiner Rhabarberlimonade und klaube mit dem Fingernagel das Etikett ab. – Uff!, entfährt es Jelena, hast du das eben gesehen? Diese Hingabe ist so ergreifend. In ihrem Spiel liegt so eine archaische Tragik. – Ich finde das höchstens kokett, antworte ich. Zwei Reihen vor uns dreht sich eine Hornbrille um und ermahnt mit erhobenem Zeigefinger vor dem Mund zur Ruhe. Ja, du mich auch! Strobo und Krach und nackte Haut. Das moderne Theater halt. Und eine Hornbrille, falls man Intendant sein will. Je breiter der Rand, desto expressionistischer das Oeuvre. Ich denke über Thelonious Monk nach und an Hausmeister Koni und seine Frau und Kinder. Vielleicht werde ich auch Hausmeister. Irgendwann spüre ich wieder den Finger von Jelena in meinem Oberarm. Dieses Mal fordert er mich zum Klatschen auf. Das Bettlakenspektakel ist zu Ende.

Wir stehen um einen Stehtisch und Pablo stellt uns Getränke vor die Nase. Jelena kontrolliert mit investigativer Nase, was für ein Getränk mir vorge-setzt wurde. Sie nickt absegnend. Es ist meine dritte Rhabarberlimo heute Abend. Für Erdnüsse oder Salzstangen fehlte das Budget. Der Held der Tragödie trippelt in einem hastig übergeworfenen Kleid auf barfüßigen Zehen durchs Foyer und schüttelt Hände, wird umarmt und gedrückt. Bei uns

angekommen greift er sich meine Flasche und trinkt sie in sehnsüchtigen Zügen leer. Ihr entfährt ein nicht gerade dezenter Rülps, während sie die leere Flasche wieder hinstellt. Jelena lacht und herzt sie innig und dabei zwinkert sie mir, über ihren Rücken hinweg, bedeutungsschwanger zu. Jelena verkündet feierlich: Darf ich vorstellen: Das ist Alma.

Ihre Lieblingsfarben sind Grün und Anthrazit. Wenn sie lacht, fangen die Blumen auf ihrem Kleid an zu blühen. Sie ist schlau, manchmal sogar scharfsinnig. Ihr Haar ist wild und selten gekämmt. Das Tageslicht entscheidet, welche Augenfarbe sie hat. Manchmal grüngrau, dann graublau. In ihren Augen huscht manchmal die Verrücktheit kurz vorbei. Ihre Oberlippe ist schmal, verschwindet beinahe, wenn sie laut lacht, und sie küsst ohne Zunge. Sie trägt selten ein Höschen und wenn sie eins trägt, trägt sie keine Hosen. Manchmal streichelt mich Alma, wie sie ihren Hund streichelt. Sie verzichtet fast immer auf den Aperitif und trinkt keinen Wein zum Hauptgang. Sie öffnet ihre Briefe für Wochen nicht. Wenn ihr etwas nicht gefällt, bekommt ihre Stimme ein enervierendes Kolorit, das in den Ohren nachhallt. Sie kann gut zuhören, wenn sie die Laune dazu hat. Sie hinterlässt die Küche für Tage im Chaos, ohne dabei ein schlechtes Gewissen zu bekommen. Ihr Auto fährt sie, ganz sich selbst: total verrückt. Sie schnallt sich nicht an, übersieht Radfahrer, wird angehupt, und schaut trotzdem nicht vom Smartphone auf. Sie schaut überhaupt ständig auf ihr Smartphone, schreibt mir aber nur bei Gelegenheit zurück. Sie macht mich gerne eifersüchtig und tut dabei so, als wüsste sie von nichts.

Wenn sie mit ihrer Mutter telefoniert, hat sie einen Berner Akzent und ihr Lieblingsessen ist Sushi. Noch bevor ich ihr die Tür öffne, weiss ich, dass sie gut aussehen wird. Sie trägt ein mit Schneeglöckchen garniertes Kleid. Der Ausschnitt rahmt ihr Dekolleté ein. In dem dunklen Etuikleid schimmert ihre Haut noch weisser als sonst. Schönheit ist von der Situation abhängig.

Beim Abendessen sagt sie zu mir: Ich will nicht nur ein Versuchskaninchen sein. Wenn bei dir das Glas immer halbleer ist, giess es einfach in ein kleineres Glas. – Hast du meine Leuchtraketen am Himmel gesehen?, will ich von ihr wissen. Ich klebe an ihr wie die letzten Tagliatelle auf dem Nudeltopfboden. Am Morgen liegt sie eingebettet zwischen den weissen Laken, als würde sie immer noch auf der Bühne stehen. Sie sieht dabei aus, als wäre sie aus einem Bild von Botticelli gefallen. Für jetzt ist sie handzahn. Sie sucht Nähe, Berührung und echte Aufmerksamkeit. Wahre Zuneigung. Ihre Haut ist zartschimmernd, als wäre sie aus Wachspapier. Darunter zucken blaue Blitze und ich bin fasziniert und warte auf das Grollen des Donners, doch er bleibt aus. Ein Marienkäfer landet auf den Haaren ihres Unterarms. Es ist ein Gelber mit schwarzen Punkten. Invasiv. Mit Neunzehn Punkten.

Sie dreht sich um und fragt mich verlegen, wieso ich sie denn so anstarre. Darf ich dich fotogra-

fieren? frage ich. Eine Muse. Endlich. Kannst du die Hände wie Schiele machen? Kennst du nicht? Kennst du das Albumcover »Heroes« von David Bowie?, frage ich. Sie kennt das Cover, natürlich, und sie verrenkt sich vergnügt. Ein alter Geistesblitz will mich nicht loslassen und ich haste ins Wohnzimmer und komme mit einem Notizbuch zurück. Ich lese ihr etwas daraus vor. Ich rezitiere mit Übung und kindlichem Überschwang:

Sage mir Muse, die Taten des vielgewanderten Mannes,

Welcher so weit geirrt, nach der heiligen Selbstzerstörung

Vieler Menschen Städte gesehen, und Sitte gelernt hat,

Und im Leben so viele unnennbare Leiden erduldet,

Sage mir Muse, bist du bereit seine Seele zu retten?

Mein Herz pulsiert direkt vor dir, greif es dir. Mein Innerstes ist nach aussen gekehrt. Ungeschützt und angreifbar, ich habe es wie Basquiat hemmungslos vor dich hingerotzt, sage ich. Ein richtiger Angeber sei ich, ob ich das wisse, fragt sie mich. – Kann schon sein, antworte ich und nehme das Kompliment entgegen. Ein kleiner Zeh von ihrem linken

Fuss lugt blutt und rosa hervor und sieht aus, wie eine Cocktailgarnele. Ich schlüpfte wieder zu ihr ins Bett. Sie kommt mir vor wie eine Metropole, und daneben wirke ich wie eine Kleinstadt. Wahre Schönheit sucht keine Aufmerksamkeit, sagt sie zwischen Küssen zu mir.

Sie wird sich in mich verlieben. Ich warne sie vor, doch sie will nichts davon hören. Sie ist in mich verliebt. Ich werde ihr genügend Zeit geben, um zu entkommen. Bei der nächsten Gelegenheit werde ich ihr Gründe geben um zu gehen. Ich hinterliess schon viele gebrochene Herzen. Frauen kamen und verschwanden wieder. Wut und Hass habe ich bei ihnen hinterlassen. Bei allen. Sich in mich zu verlieben, macht auf lange Sicht keinen Spass. Ohne den Schnaps hätte es vielleicht anders kommen können. Er herrschte mit eiserner Hand. Unberechenbar, willkürlich, schlimmer als jeder Diktator. Ich rate ihr: Renn so schnell du kannst. So weit wie du kannst. Sie ist geduldig und scheint einen unerschlossenen Vorrat an Zärtlichkeit zu haben. Vielleicht bin ich mich, zwischen all dem Zweifeln, Zaudern und meiner Zerknirschung, auch am Verlieben. Es gibt Tage, die sind wertvoller als ganze Monate, wertvoller als ganze Jahre. Es sind Tage, die in die Erinnerung geimpft werden.

Unangemeldet bin ich aufgetaucht und wurde trotzdem platziert. Ich betrachte mich und bin stolz auf das Spiegelbild. Ich musste mich lange dazu überreden, habe mich aber durchgerungen. Klappernde Scheren, schnurrende Rasierapparate und stöhnende Föhne verkünden das Unheil. Manuela wird heute mein Engel sein. Wir sind per du, Manuela und ich. Wer wohl in der Zwischenzeit alles hier sass? Hier war ich lange nicht mehr. Auf meinem Kopf sehen alle Frisuren schlecht aus. Mira schnitt mir immer geduldig die Frisur, wie ich sie gerne haben wollte. Heute will ich gut aussehen und mich auch so fühlen. Selbst Haare schneiden habe ich versucht, es klappt nicht. Manuela will von mir wissen, was ich gerne hätte. Ich sage, alles etwas kürzer und sie lacht, denn sie will wissen, was ich trinken will. Gerne einen Espresso, sage ich. Welche Bohnensorte ich möchte, will sie von mir wissen und ich frage verzweifelt: Die Normale? Wieso kriegt man beim Friseur etwas zu trinken serviert und wieso muss ich mich mittlerweile auch beim Friseur für eine Bohnensorte entscheiden? Ich verstehe das pauschal nicht: Wie soll man sein Getränk bitte trinken, wenn die Hände unter dem Umhang liegen und man den Kopf stillhalten soll? Nachdem ich meinem Espresso serviert bekommen

habe, fragt sie mich, wie ich es gerne hätte. Am schwierigsten ist es, die Wahrheit zu sagen. Alles etwas kürzer, sage ich und sie fragt: Die Ohren frei? – Ja, ich möchte die Ohren frei haben, und sie nimmt eine Strähne zwischen zwei Finger, zeigt mir im Spiegelbild, wie viel das etwa sei, und ich segne die Beschneidung ab. Alle laufen wir mit fremdbestimmten Frisuren rum, und dann soll die Welt nicht zugrunde gehen? Während ich massiert werde, drückt mir Manuelas grosser Busen gegen meinen Hinterkopf. Ich finde nicht, dass ich hier hingehöre. Nach dem Haarwaschen verschwindet sie kurz und ich nutze die Möglichkeit, lege mein Smartphone auf die Ablage neben die Illustrierten, exe das Tässchen in einem Schluck und verbrenne mir dabei fürchterlich die Zunge. Und dann entscheide ich mich, dich aus meinen Favoriten zu löschen. Ein simples Antippen auf den Stern reicht. Keine Nachfrage, keine Sicherheitswarnung. Du bist verschwunden.

Ich will heute nur die Giraffen sehen, sage ich zu ihr. Sie antwortet, die Giraffen seien noch nicht eingezogen, aber würden bald kommen. Ich bin enttäuscht, doch sie muntert mich auf, denn sie meint, dass wir nochmal kommen können, sobald sie da sind. Wann war ich das letzte Mal im Zoo? Mit meinem Opa war ich das erste Mal im Zoo, eine der wenigen Erinnerungen, die mir von ihm blieben. Er stand auf einem Bein und duellierte

sich in Geduld mit den Flamingos. Er war sehr ausdauernd.

Wir gehen durchs Drehkreuz und sie desinfiziert sich danach ihre Hände und in mir fängt es an zu galoppieren und da steht er, der hochtrabende Schimmel. Ehrfürchtig, weiss, durchsichtig, bereit, das Steuer wieder zu übernehmen. Die Sucht ist wie das Jucken unterm Gips. Als wollte man eine Stelle kratzen, die eingegipst und unerreichbar ist. Man will es irgendwie loskriegen, dieses Kratzen, obwohl man es besser wissen müsste. Kratzen wird den Juckreiz nur noch verstärken. Einfach nur warten, bis der Gips abkommt. Aber bei mir bleibt der Gips für immer. Da ist kein absehbareres Ende. Das Jucken bleibt. Für immer. Und es beisst fürchterlich unter der Oberfläche. In manchen Momenten schlimmer als in anderen. Aber wenn man sich erst einmal darauf konzentriert, bringt man den Fokus nicht mehr weg davon. Es gibt dann nur eine Lösung. Man kratzt. Mit einer Gabel, Esstübchen, egal, das was zur Hand ist. Mundspülwasser. Rasierwasser. Desinfektionsmittel. – Papa, Papa!, schreit ein Knabe. Papa, was tun die Leute? Papa, sie füttern das arme Pferdchen! – Gehen wir, gehen wir bitte weiter, sage ich zu Alma, den Streichelzoo muss ich nicht sehen. Bauernhoftiere konnte ich schon zur Genüge in meiner Kindheit streicheln. Ich habe dir ein Wort mitgebracht! – Ein Wort? – Ja! Weil du ständig solche seltsamen Wörter

benützt, die niemand versteht, sagt sie und ich verstehe, nicht was sie meint. »Skabrös«, sagt sie. – Und was soll ich jetzt damit? – Du weisst nicht, was es heisst, stimmts?, sagt sie erfreut über ihren Erfolg. Ich weiss nicht, was es heisst, mir kommt nur der Skarabäus in den Sinn, und mit einem Dungkäfer will sie mich bestimmt nicht überraschen. Meine Wortgewandtheit scheint mit jeder ausgelassenen Flasche, jedem verschmähten Schluck kleiner zu werden. Ich gebe mich geschlagen und sage zu ihr: Ich weiss es nicht. – Gut, dann habe ich mein Ziel erreicht. Mal schauen, ob du dir das Wort bis heute Abend merken kannst. Als sie das sagt, spielt sie mit ihren wasserstoffblonden Haaren.

Sie fragt mich: Trägst du deine Haare anders?, und tritt nach: Irgendetwas sieht heute komisch an dir aus. – Das muss die Feuchtigkeit hier drin sein, antworte ich. Stirn und Nacken sind klatschnass. Der Schweiß rinnt mir in Bächen über die Augenbrauen, als würden die weissen Mäuse gleich wieder anfangen zu tanzen. Die Sonne drückt durch das milchige Dach. Im Dunst sieht man schwefelgelbe Vögel und Papageien mit langen blauen Federn durch die Luft schwirren. Unbekannte Schreie durchdringen das grün-braune Dickicht. Es scheint uferlos zu sein. Ich hebe meinen Kopf, als ein Flughund im Tiefflug über unsere Köpfe hinweg segelt. Wirklich gut gemacht, sage ich zu Alma. Ein Gruppe Affen sitzt hoch oben, versteckt im dichten

Laub, sie sehen aus, als wären sie ausgestopft. – Eher wie Plüschtiere!, sagt Alma und packt meine Hand, als wäre es nichts, und erklärt mir begeistert mit dem Zooplan in der Hand, dass es sich um Rote Varis handle. Wir folgen weiter dem vorgeschriebenen Weg. Das sei der Baum der Reisenden, das Wahrzeichen Madagaskars, und ich bleibe stehen und bestaune seine grossen Blätter und entdecke einen giftgrünen Gecko. Sein Rücken ist rot getupft. Wenn man erst weiss, wie sie aussehen, sieht man sie überall auf dem Stamm verteilt, als hätte man sie mit einem Textmarker angestrichen. Ein vorbeilauendes Mädchen folgt meinem Blick und entdeckt die Geckos ebenfalls. Ohne Vorlaufzeit stürzt sich das Gör wie eine Irre auf die kleinen Echsen und versucht sie mit patschenden Händen zu fangen. Grosses Durcheinander. Bei mir im Kopf und bei den Geckos. Ein Schwanz bleibt auf der Strecke und ich finde jetzt nichts. – Hör sofort damit auf! Lass die armen Tiere in Frieden!, ruf ich ihr zu. Sie grinst nur dumm, winkt mir zu und verschwindet im Dschungel. Ich finde, ich habe etwas Grosses vollbracht. Bravo Paul. Nein, das hätte jeder getan. Nur ein Reflex. Alma reisst mich aus meinen Gedanken. Was sollte das jetzt? Ein fremdes Mädchen? Was geht dich das an? Wieso weisst du ein fremdes Mädchen so grob zurecht?, fragt sie mich mit glimmenden Augen. Ich sei nicht hier, um fremde Mädchen zu erziehen, und so geht es ewig weiter und ich lasse mich darauf ein und wir streiten

uns im Regenwald. Ich versuche sie zu zähmen und frage: Wieso machst du so ein Gesicht? – Ich mache überhaupt kein Gesicht! Du spielst dich auf, als wärst du ein Dompteur!, schreit sie. Ich gebe auf. Ab diesem Punkt hat es keinen Zweck mehr. Meine Kamera hängt, mit angelaufener Linse, enttäuscht über meiner schlaffen Schulter. Der Schwanz hat aufgehört zu zucken. Wir schweigen uns an, wollen uns damit gegenseitig strafen und sind zu stolz, es zuzugeben. Streiten soll konstruktiv sein, das hast du immer zu mir gesagt. Ich kann es aber nicht. Das Streiten. Ich werde herablassend und beleidigend. Es hinterlässt tiefe unsichtbare Narben. Es tut mir aufrichtig leid, ich will es nicht, aber es ist ein Schutzmechanismus, in den ich mich flüchte, sobald ich mich in die Ecke gedrängt fühle. Mein Schneckenhaus. Mein abgeworfener Schwanz. Ich weiss nicht, wie ich ihr das sagen soll, und sage deshalb lieber nichts. Wir gehen schweigend vorbei am Souvenirshop. Es wird kein roter Plüschtier-Vari als Andenken gekauft. – Alma sagt zu mir: Ich glaube, ich werde heute Nacht bei mir schlafen. – Ich nicke schulterzuckend und wir verabschieden uns ohne Kuss. Ohne Umarmung. Sie geht zu ihrem Auto und ich nehme das Tram. Das Spiegelbild meines Profils gleitet im Fenster neben mir her. Trotz ist das Gegenteil von wahrer Selbstverwirklichung. Ich schlage das Wort »skabrös« nach und meine Enttäuschung wächst noch ein Stück mehr.

Sie hatte bis jetzt nur milde Erinnerungen produziert, ohne klare Konturen. Sie war wie ein Weichzeichner. Mir war bewusst, ich durfte sie nur behutsam betasteten. Aber jetzt weiss ich: Nicht wie man die Flügel eines Schmetterlings berührt. Sie war eine Tretmine und ich bin draufgetreten, obwohl ich wusste, wo sie versteckt liegt.

Post coitum omne animal triste, est, etiam mulier.

Verknittert bin ich am Warten. In der vereinbarten Bar. Auf Alma. Es ist gemütlich hier, eine gute Wahl. Ich warte schon lange. In mir breitet sich ein galliges Gefühl aus. Ich hatte es schon den ganzen Tag mit mir herumgetragen, jetzt ist es aufgeplatzt. Ich warte. Ein Streit. Es war nur ein Streit, sie wird kommen. Ich studiere die Karte, die ich schon auswendig kenne und nehme mir vor, stark zu bleiben. Die Kellnerin übersieht mich zwei Mal und ich winke ihr ein drittes Mal. Sie putzt sich ihre Hände an der weissen Schürze und möchte wissen, was ich gerne hätte. Ich sage: Ein San Bitter. Bitte mit Orange und Eis. – Kommt sofort, antwortet sie mit einer dezenten Aufmerksamkeit, wie sie nur geübtes Gastropersonal schenken kann. Was ist das? Vielleicht Charlie Parker? Ist das ein Altsaxophon? – Ich habe keine Ahnung, mich musst du nicht fragen. Es war doch nur eine Meinungsverschiedenheit. Wieso sollte sie deshalb nicht kommen? Sie wird nicht kommen. Du hast sie verscheucht. Der Orangenschnitz hat sein bestes Lächeln aufgesetzt. Es ist ein breites Grinsen. Ich warte. Von Alice im Wunderland hatte ich als Kind immer Alpträume. Die Geschichte mochte ich auch nie. Ich bewege mich zwischen Neurosen und Narzissmus. Selbstkontrolle oder Verlust von Kontrolle? Es war nur

ein Umweg, ein kurzer Irrweg, den ich eingeschlagen habe, und dabei habe ich wie immer alles niedergemäht, was mir in die Quere kam. Eitelkeit, Arroganz, Egoismus. Wieder und wieder stolperst du über mich. Wie idiotisch ich die letzten Wochen verbracht habe! Du weisst, das hier ist Zeitverschwendung. Sie wird nicht kommen. Ich drehe den Ring der Brennweite hin und her. Sie kommt nicht. Ja, wahrscheinlich hast du recht... Ich winke die Kellnerin ein weiteres Mal heran, dieses Mal gezielt und sie sieht mich beim ersten Versuch. Ich bestelle zwei Shots. Wodka. Das nennt man Problembewältigung. Sie fragt nach: Zwei? – Ja. – Wodka? – Ja, bitte Wodka. – Gibt es Präferenzen? – Nein. Ich weiche ihrem Blick aus. Tu nicht so bescheiden, sag ihr was du willst! Ich entscheide mich um. Ich sage: Wenn sie dahaben, bitte Absolut. Oder Stoli. Lieber letzterer. Es spielt keine Rolle. Stoli hat sie nicht im Repertoire. Sie steht, mit zwei Shotgläsern und einer Schüssel voll Erdnüssen auf dem Tablett, wieder vor mir. Schneller, als ich es mir gewünscht hätte. Es wird mir keine Schonfrist gewährt. Deine Bedenkzeit war lang genug. Die Gläser hätten satter gefüllt werden können. Der Alkoholiker ist immer gierig. Ein Ozean voll Schnaps würde noch nicht reichen, um deinen Durst zu stillen! Wo warst du? Du hast dich schon lange nicht mehr blicken lassen. Es hat sich angefühlt, als wärst du Lichtjahre entfernt gewesen. Es kam gestern ein Brief von deinem Vater für dich an.

Ich giesse die beiden Kurzen in mein Glas mit dem San Bitter und dem Orangenschnitz und dem geschmolzenen Eis. Das nennt man lösungsorientiert. Jetzt vergeht dir das Grinsen. Ich fahre mit meinen Fingern ohne Unterlass über den Schliff des Glases und warte. Dieser Zug endet hier. Endstation. Sie wird nicht kommen. Es war alles schon von Beginn an zum Scheitern verurteilt.

Aber wem erzähl ich das?